

Jesus
und seine
Jünger

D. Paul Humberg

Jesus und seine Jünger

Von

D. Paul Sumburg

Pastor in Barmen-Gemarke



Buchhandlung des Erziehungsvereins
Neufkirchen Kreis Moers

3.-5. Tausend

Ausgegeben im Frühjahr 1939

Einbandzeichnung: D. Rudolf Schäfer

Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten

Druck: C. Brügel & Sohn, Ansbach

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Sein Ruf	5
Jesus und seine Jünger	13
Wir haben gefunden	22
Zu Jesus geführt	30
Von Jesus durchschaut, von Jesus gestaltet	36
Am Morgen des neuen Lebens	
Auf dein Wort	42
Gib mir Augen, um zu sehen!	48
Du mußt deinen Horizont finden	53
Jedermann sucht dich	59
Den Unmündigen geoffenbart	66
Von der Sünde	73
Sturm und Stille	88
Im Dienst an den Brüdern	
Der Gottesbote und seine Botschaft	97
Tief gegürtet in Ernst	108
Lastträger gesucht	116

Sein Ruf

Mark. 3, 13—19. Und er ging auf einen Berg und rief zu sich, welche er wollte, und die gingen hin zu ihm. Und er ordnete die Zwölf, daß sie bei ihm sein sollten und daß er sie aussendete, zu predigen, und daß sie Macht hätten, die Seuchen zu heilen und die Teufel auszureiben. Und gab Simon den Namen Petrus; und Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und Johannes, den Bruder des Jakobus, und gab ihnen den Namen Bnebargem, das ist gesagt: Donnerskinder; und Andreas und Philippus und Bartholomäus und Matthäus und Thomas und Jakobus, des Alphäus Sohn, und Thaddäus und Simon von Kana und Judas Ischariot, der ihn verriet.

Es war ein klarer Ruf, der damals die Zwölf in Jesu Nachfolge zog. Sie wurden von ihm anders, wie es bei uns der Fall ist, aus ihrem Beruf, aus ihren Familienverhältnissen herausgezogen in seine Nachfolge, so daß sie auch äußerlich hinfort ihr Leben mit ihm verbrachten. Wenn sich das auch heute bei uns nicht in gleicher Weise gestaltet, so gilt auch für uns, daß die Grundlage für all unser Arbeiten im Dienst des Herrn ein klarer Ruf sein muß. Man kann sich nicht hineindrängen in die Arbeit des Reiches Gottes, man kann wohl unter den Trostknecchten und der mitlaufenden Menge sich seinen Platz selbst erobern, in die Arbeit seines Reiches aber kann uns nur der König selber einstellen. Dabei geht es nicht zu, wie wenn einer in eine Firma einträte oder sich zu einer Unternehmung meldete oder sich einer Expedition anschloße oder als wenn er durch andere in einen Kreis hineingewählt würde. „Er rief zu sich, welche er selbst wollte.“ Daß ich in seiner Nachfolge bin, daß ich aus der Obrigkeit der Finsternis herausversetzt bin in das Reich des Sohnes Gottes, beruht auf einem Entschluß unseres ewigen Herrn, auf einem Ruf, der mich getroffen hat. Er mag zu mir gekommen sein durch mancherlei Vermittlungen, er braucht auch dem einzelnen nicht als eine große Überraschung begegnet zu sein, es mag in seiner ganzen Lebensführung schon vieles darauf hingedeutet haben, vielleicht ist auch der Ruf zunächst nicht

ohne weiteres als unmittelbar von Gott ausgehend zu erkennen, und doch: bei ihnen allen, die sein eigen sind, kommt das redliche Herz nur dann zur völligen Ruhe, wenn es sein Leben im Glauben stützen kann und darf auf einen Ruf des Herrn. „Er rief, welche er selbst wollte.“ Das gibt Ankergrund für den Anker der Seele auch bei Schwierigkeiten und Stürmen, wenn sie in stillen, heimlichen Stunden des Zusammenkommens mit ihrem Gott den Schlag seines Herzens vernommen hat: „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.“

„Und sie gingen hin zu ihm.“ Ein klarer Ruf und — klarer Gehorsam sind die Grundlagen alles Dienstes für unseren Herrn. Darin besteht unser Christenwandel, daß wir uns rufen lassen und ihm folgen in allen großen und kleinen Anliegen unseres Lebens, Stunde um Stunde, Tag für Tag. Darin besteht unser Dienst für unseren Herrn, daß wir gehen, wie er will und wohin er uns schickt und ruft. Wieviel Schmerzen und Unruhe tragen wir uns in unser Leben hinein dadurch, daß wir selbsterwählte Wege gehen, vielleicht in bester Absicht, aber es sind keine Wege, auf die er uns gerufen hat. Auf diese innerste Übereinstimmung unseres Gehens mit seinem Ruf kommt alles an. Die Verhältnisse können uns Weisungen geben. Anderer Leute Beispiel und Erfolg oder Erfolglosigkeit können uns Klarheit vermitteln über die zu wählenden Wege, aber wir dürfen uns nicht durch die Verhältnisse noch durch andere Menschen leiten lassen, sondern nur durch den Herrn. Darüber müssen wir wachsam die Augen offenhalten, daß alle unsere Wege, die wir gehen, aus seinem Ruf herausfließen und zu seinen Füßen wieder endigen. „Sie gingen hin zu ihm.“ Wege, die letztlich immer zu Jesus führen, bei denen wir immer wieder ihn vor uns stehen sehen als unser letztes Ziel, das sind Wege des Segens, und unser ganzes Leben, unser Wandel und unser Dienst für den Herrn sollte eigentlich in nichts anderem bestehen, als daß es von uns täglich und stündlich heißt: „Sie gingen hin zu ihm.“

„Er ordnete die Zwölf, daß sie bei ihm sein sollten.“ Grundlage unseres Dienstes für ihn ist sein Ruf und unser Gehorsam. Die Grundlage des Zeugentums für Jesus ist Gemeinschaft mit ihm. Die zwölf Jünger sollten bei Jesus sein, alles sehen, was er tat, alles hören, was er sagte, in seinem Umgang ihn verstehen lernen und durch die Gemeinschaft mit ihm offene Augen bekommen für die Geheimnisse des Reiches Gottes. Damals war es äußerlich und leiblich so, daß sie bei ihm sein konnten. Es ist heute im Grunde nicht viel anders. Wollen wir Zeugen Jesu Christi sein, so laßt uns daran denken, daß er seine Zeugen „ordnete, daß sie bei ihm sein sollten“. Wir werden ihn hören in seinem Wort, und dort werden wir auch ihn sehen, und wir werden mit ihm umgehen, wenn wir über seinem Wort mit ihm reden im Gebet. Wollen wir Zeugen Jesu Christi sein, so laßt uns dafür sorgen, daß wir bei ihm sind, daß unser Leben Stille hat und Sammlung, daß im Umgang mit ihm unser Wesen transparent wird, so daß durch all unser Tun und Handeln, durch unser Denken und Gesinntsein, durch unsere Worte und unser Wesen hindurchscheint die Lieblichkeit des Herrn, die Herrlichkeit Jesu Christi. Ganz gewiß wollen wir nicht „mit uns evangelisieren“, ganz gewiß wollen wir nicht die Augen der Leute auf uns lenken, in unserem Leben ist vieles unerquicklich und unbefriedigend. „Welche auf ihn sehen, die werden erquickt.“ Aber das ist des Meisters Wille, daß die Wirklichkeit Gottes dieser Welt offenbar wird an dem Leben der Jünger Jesu, die „bei ihm sein sollen“. Wir werden sehr bald darüber Einigkeit herbeiführen, wie wenig wir doch geeignet sind, unseren Gott in dieser Welt zu verherrlichen, und wie vieles bei uns ja noch eher die Wirksamkeit des Geistes Gottes hindert als fördert; aber es ist der Wille unseres Königs, daß wir so bei ihm sein sollen — nun, darf ich's einmal ganz schlicht sagen, wie Jesus es sagte: „daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen“. Dabei wird der Wert all unserer Taten entsprechend sein dem Maß der Ein-

heit mit unserem Meister. Und es liegt in dem Wort eine gewaltige Mahnung: „Er ordnete sie, daß sie bei ihm sein sollten.“ Wieviel Schuld steht in unserem Leben, daß zwischen ihm und uns etwas aufgewachsen ist an Entfremdung und Erkältung, daß von uns zu ihm sich so wenig ausstreckte, Hände, die er füllen könnte, Sehnen und Bedürfen, das er stillen sollte. Wie viele von uns sind für andere, die großes Zutrauen zu ihnen hatten, zu ihrer Person und ihrem Amt, eine große Enttäuschung dadurch, daß sie nicht innerlich bei Jesus sind. Und welch eine Wohltat für die Menschen, die Weg und Steg verloren haben, wenn sie Leuten begegnen, die so nahe beim Heiland wohnen, daß man es aus ihrer Gemeinschaft nicht mehr weit hat bis zum Thron seiner Gnade.

Welche Erquickung liegt auch für uns in dem Worte: bei ihm sein! Daß uns Verantwortung, die uns wohl belastet, doch nicht quälen darf, daß uns Nöte und Leiden der Welt, in die wir hineingestellt sind, doch nicht zum Verzweifeln bringen dürfen: wir wollen mit ganzer Kraft unser Leben daransetzen, diese Not zu lindern und Boten unseres Herrn zu sein in all das Herzeleid hinein. Aber wir können nicht aller Welt Leid auf unser Herz nehmen, sondern unsere Aufgabe ist es, in dieser Welt zu stehen als Menschen, „die bei ihm sind“. Das ist schließlich unsere einzige Aufgabe. Dabei dürfen wir es ihm überlassen, was er dann durch uns wirkt. Das gibt bei aller Unruhe unseres Dienstes die tiefe, innere Ruhe, die Wohltat der Gemeinschaft mit unserem Gott. Wir dürfen bei ihm sein. Und darüber werden wir stille im Blick auf all den Jammer um uns her. Der Blick auf unseren Herrn läßt uns in einer Welt der Sünde und des Leides als Kinder des Friedens und der tiefen Freude unseren Weg gehen. Und dieses „Bei-ihm-sein“, dieser Blick auf ihn ist zugleich das Mittel seiner heiligen Zucht, daß wir in seiner Gegenwart unser Leben führen unter seinem Auge. Manches, was sonst wohl ginge, geht nicht, weil wir „bei ihm sind“. Da werden uns Werkzeuge aus der Hand genommen, Wege verbaut, Worte unmög-

lich gemacht, Gedanken innerlich verboten, alles, weil wir „bei ihm sind“.

Aber das macht uns nicht träge und untätig. Das Ziel des Heilandes bei der Berufung der Zwölf war: „Daß er sie aussendete.“ Auch für uns ist dies sein Ziel: Dienst ist unsere Aufgabe. Unsere Vereine und Gemeinschaften haben nicht den Zweck, daß wir uns nur in ihnen erbauen, sondern daß wir in ihnen an die Arbeit gehen. Wir können nicht in Gottes Barmherzigkeit ruhen durch den Glauben, wenn wir nicht in barmherzigem Glaubensmut in die Unruhe dieser Welt eingehen. Nicht Versammlungen, sondern Vormarsch muß unsere Lösung sein. Es wird darauf ankommen, daß viele von uns Wege gehen, die Jesus sie sendet. In einzelnen Fällen werden es Wege sein, auf die anderer Leute Blick fallen wird, besondere Wege, etwas Bahnbrechendes, eine neue Zeit Herbeiführendes. In den allermeisten Fällen werden es Wege sein von einzelnen schlichten Jüngern Jesu, die sich senden lassen. In ihren Familien, in ihrem Beruf, in dem Kreis ihrer Bekannten, unter der Jugend ihres Dorfes oder ihrer Stadt gehen sie auf Wegen, auf die Jesus sie sendet. Wenn wir uns das doch mit unauslöschlicher Schrift in unser Herz hineinschreiben lassen wollten: Es kommt nicht auf Veranstaltungen, auf Betrieb und Derartiges an — das muß auch an seinem Teil vorhanden sein —, aber das, worauf es ankommt, ist eine, wenn auch kleine, entschlossene Schar von Jüngern Jesu, die die Wege gehen, auf die Jesus sie sendet, die von Mann zu Mann, von Mund zu Mund, von Haus zu Haus als Gesandte Jesu Christi seine Botschaft weitergeben, nicht mit großem Lärm, nicht mit allerlei Aufwand, sondern auf leisen Sohlen, in heimlicher Zwiesprache, bei der Seele zu Seele sich erschließt, in stillen Stunden einer wahren Seelsorge, wo plötzlich vor unseren Augen Wände durchsichtig werden und wir in die Welt eines anderen Menschenlebens hineinschauen und durch Gottes Gnade den Samen unserer Botschaft hinein-

tragen dürfen in Herzen, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit.

Das wird unsere Hauptaufgabe sein. Gewiß wollen wir es uns immer wieder sagen lassen: Worte, die wir weitergeben ohne Taten, sind leer und hohl. Aber gerade wenn wir das beachten und in ernstem Ringen bemüht sind, in unserem Wandel als Jünger Jesu erfunden zu werden, dann wollen wir nicht vergessen, daß Taten ohne Worte stumm sind. Er sandte sie aus „zu predigen“. Man ist ja sehr schnell bei der Hand, über Christen zu reden, die „immer fromme Worte im Munde führen“, aber deren Wandel damit nicht stimmt. Ich fürchte, der Leute sind unter uns recht wenige, die wirklich, an Gottes Wort gemessen, fromme Worte in ihren Gesprächen weitertragen, die wirklich treu sind in der einen Aufgabe: Gottes Wort weiterzugeben, Zeugen der Gnade und Wahrheit Jesu Christi zu sein. Das ist unsere eigentliche Aufgabe, liebe Brüder: predigen. Und damit ist sicher für die meisten von uns nicht gemeint, daß sie Predigten halten sollen, weder vor der großen Menge noch vor einzelnen. Aber gemeint ist, daß ein Zeugnis herauskommen soll von Jesus, ein Wort Gottes, das sich dann auswirkt; daß nicht nur in der Bibelstunde, sondern auch sonst im Verkehr untereinander, wenn die Gelegenheit sich gibt, wenn plötzlich leise eine Tür sich auf tut, wir innerlich bereit sind, den kostbaren Samen des Wortes Gottes auszustreuen, etwas von der Freundlichkeit und Gütigkeit Gottes, die so wundervoll in manchem Bibelwort wie in einer goldenen Schale geborgen liegt, hineinzusenken in ein verwundetes oder verwirrtes Gemüt. Das Wort Gottes „soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern tun, was mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich's sende“ (Jes. 55, 11). Vielleicht wird es nicht das ausrichten, was wir erwartet haben, aber das, was Gott gefällt und wozu er es gesandt hat, das wird ihm gelingen. Und darum tun wir gut, so sehr wir achten müssen auf Gemütsverfassung und Verständnis dessen, der uns zuhört, nicht allzu ängstlich und nicht allzu „absichtlich“ zu sein, ob wir jetzt dies

oder das sagen sollen und wie wir es nun in der rechten Mischung oder Anpassung bringen müssen, sondern laßt uns in Einfachheit und Schlichtheit, so, wie wir es verstanden haben, und so, wie es uns gesegnet hat, Gottes Wort weitergeben. Der himmlische Arzt wird dann schon die rechte Dosierung, die rechte Zupassung auf den einzelnen Fall wirken, und das Wort unseres Gottes, das ein ewiges Evangelium ist, passend für jede Zeit, für jede Klasse, für jedes Herz, wird seinen Weg finden, wohin es Gott sendet.

Die Jünger sollten auch Macht haben, Seuchen zu heilen und Teufel auszutreiben. Ob nicht solches Wort auch uns nachdenklich machen müßte, daß wir mehr rechnen sollten mit der Allmacht Gottes, die auch unserem Gebet die Erhörung nicht versagen will gegenüber der Not der Krankheit und der Seuche? Jedenfalls, das wollen wir aus diesem Wort lernen: Es hängt für jeden von uns alles davon ab, ob er Vollmacht hat, ob er ein Mann voll Glaubens und Kräfte ist, der in der sozialen Not unserer Zeit, in den Schwierigkeiten des täglichen Lebens ausgerüstet ist mit der Vollmacht Gottes und in alle diese Nöte hineingehen kann mit Gottes Kraft. Und wenn wir es oft allzu schmerzlich empfinden, daß auch dämonische Mächte unter uns wirksam sind und uns manchmal harte, hohe Mauern durch unser Arbeitsfeld hindurchbauen, daß wir viele Kreise gar nicht erreichen und andere sich gegen uns verschanzen, so soll das Wort von der Vollmacht uns daran erinnern, daß der Herr seinen Jüngern auch die Ausrüstung geben will, in die dunklen Hintergründe aller Not und in die Gebiete der Wirksamkeit des Satans einzudringen mit dem scharfen Schwert seines Wortes.

Als Jesus die Jünger berief, gab er einigen besondere Namen. Simon sollte der Felsenmann werden; darum nannte er ihn Petrus. Jakobus und Johannes nannte er Donnerkinder, vielleicht weil sie eine laut vernehmliche Botschaft verkündigen sollten. Der Herr will etwas aus seinen Jüngern machen, und er nennt sie mit Namen, die vielleicht anderen

für diese Menschen sehr unpassend erscheinen mögen. Petrus war wirklich kein Felsenmann, aber in dem Nennen dieses Namens durch den Herrn liegt die Kraft seiner Berufung und der Wille seiner Gnade. Er will etwas aus uns machen zum Lob seiner Herrlichkeit. Etwas! Nicht aus jedem dasselbe, aber jedem gibt er seine besondere Aufgabe. Und das ist nun für einen jeden das Wichtige, daß sein Leben in Gleichklang kommt mit dem Namen, mit dem Jesus ihn nennt, daß er seine Wege und seine Arbeiten allein regiert werden läßt von der Aufgabe, die Jesus ihm zugeteilt hat.

Einer von diesen Namen klingt uns im Ohr nach, wenn wir die Geschichte bis zu Ende gelesen haben: „Judas Ischariot, der ihn verrät.“ Das steht nun immer bei diesem Namen. Achtet wohl darauf, liebe Brüder: Den Namen hat ihm nicht Jesus gegeben, er hat ihn nicht berufen, daß er sein Verräter würde, sondern daß er bei ihm sei und daß er ihn aussendete, zu predigen, und daß er Macht hätte. Judas war nicht bestimmt zum Verräter, aber er steht in der Liste der Apostel immer mit diesem dunklen, schweren Zusatz: „Der ihn verrät.“ Er steht in der Geschichte Jesu Christi als erschütterndes Bild, wie nahe Himmel und Hölle einander sein können und wie furchtbar die Macht des Satans ist, die selbst dem Herrn einen aus seinen Zwölfen entrisen hat. Ein niederbrennendes Haus vor einer aufgehenden Sonne! Es ist schrecklich, wenn von einem Menschen nichts anderes übrigbleibt als seine Sünde. Und wenn in uns die Frage bohrt: „Herr, bin ich's, bin ich einer, der dich verrät, der vielleicht des Menschen Sohn verrät mit einem Kuss?, unter besonders viel christlicher Betätigung, vor anderen hervortretend im Dienste des Herrn?“, dann wollen wir, was dabei durch die Gnade in uns an Buße und Beugung gewirkt wird, uns dazu dienen lassen, daß wir um so mehr seinen Kuss hören: „Daß sie bei ihm sein sollten.“

Jesus und seine Jünger

Job. 2, 2. Jesus aber und seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen.

Unter dies Wort „Jesus und seine Jünger“ möchten wir all unser Arbeiten für den Herrn stellen. Wir wollen nichts andres, als demütige Jünger des Herrn sein, ihm dienen und sein Werk treiben, das er uns in die Hand befohlen hat. Wenn doch unsere Gemeinden dies Bild böten: Siehe — „Jesus und seine Jünger“! Welche Freude würde da durch unsere Reihen gehen! Denn in diesen kurzen Worten „Jesus und seine Jünger“ ist eine tiefe und ewige Freude enthalten.

Große Freude, das war es, was in das Leben jener Männer hineinströmte, als sie zu Jesus gekommen waren. Seit-her waren sie eigentlich „Hochzeitsleute“, die nicht mehr traurig sein konnten, weil der Bräutigam bei ihnen war. Es ist wie ein Sinnbild dafür, daß der Heiland seine Jünger, kaum, daß sie in seine Nachfolge getreten waren, mit auf eine Hochzeit nahm. Das erste, was er ihnen schenkte, war ein Tag voller Freude, der wundervoll in das Wort zusammengefaßt werden konnte: „Er offenbarte seine Herrlichkeit.“ Später sollten sie auch mit ihm ins Leiden gehen. Zunächst aber schenkte er ihnen Tage des tiefen, seligen Sichfreuens.

Und das ist's, was Jesus seinen Jüngern auch heute schenkt. Jeder Tag mit ihm ist im Grunde ein Freudentag. Solange Jesus bei uns ist, können wir in unserer tiefsten Seele nicht traurig sein; und weil er bei uns ist alle Tage, so kommen wir eigentlich von der Hochzeit gar nicht mehr herunter.

Nicht, als ob das Leben der Jünger Jesu lauter Jubel wäre. Auch ihnen schickt der Herr Tage, wo sie nicht guten Muts sind und Psalmen singen können (Jak. 5, 13), sondern wo sie leiden und es auch wohl durch manches Herzweh und manche Tiefen der Not hindurchgeht. Wir wollen uns

solchen Zeiten der Traurigkeit nicht innerlich entziehen. Wir wollen unseren Herrn immer ernst nehmen, auch dann, wenn er uns einmal ins Fasten hineinführt und uns seine Freude zeitweilig entzieht. Wir würden wenig Vertrautheit mit seinem Herzen verraten, wenn wir dann meinten, wir müßten tun, als ob das alles nicht so schlimm wäre, und es wäre unsere Aufgabe, uns so leicht wie möglich darüber hinwegzusetzen. Nein, wenn er uns Schweres schickt, dann wollen wir es so schwer nehmen, wie es gemeint ist, und uns nicht in oberflächlicher, gemachter „Freudigkeit“ seiner Hand zu entwinden suchen. Aber auch in solchen Stunden ruht auf dem Grunde der Seele eines Jüngers Jesu eine ständige, tiefe Freude, der Friede, der in dem Wort ausgesprochen ist: „Jesus und seine Jünger.“ Er hat mich angenommen. Er hat mir alle meine Schuld vergeben. Er hat mir den Eingang bereitet ins Vaterhaus. Ich bin nicht mehr Irrfahrer und Fremdling, sondern Gottes Hausgenosse und Gottes Kind. Und ob dieser Friede nicht immer in helle Flammen jubelnder Freude ausbrechen kann, es bleibt dabei: „Jesus und seine Jünger.“ Das Wort bedeutet tiefe, ewige Freude.

In den ersten Tagen empfindet man das wohl mehr als später. Der Gegensatz gegen den jahrelangen Druck, aus dem wir herauskommen, läßt die befreite Seele tief aufatmen und aufsauchen. Es ist, als säßen wir mit dem Heiland in unserer guten Stube und könnten uns nicht genugtun, ihn zu betrachten und ihn auszuforschen. Aber dann sagt er: „Komm, nun wollen wir in den Alltag hineingehen, in die Werkstatt, in die Fabrik, in das Kontor, in die Familie, in die Mühe des Lebens.“ Und ob dann auch nicht alles in uns strahlende Freude ist, Jesu Gegenwart verklärt alles mit seinem tiefen Wohlsein, das er uns schenkt. Er ist das Licht, das nicht, wie die Sonne morgens beim Aufgang nur die Spitzen der Berge bestrahlt, so nur die seligen Höhepunkte des ersten Zusammenseins mit ihm beleuchtet, sondern das nun bis in die tiefsten Täler unseres Lebens hineinstrahlt, das auf

jedem kleinsten Hälmlin und Blümchen liegt und sich im verborgensten Tröpflein Tau spiegelt, auch in den Tränen, die manchmal geweint werden müssen.

„Jesus und seine Jünger“, das ist tiefe Freude. Die Kinder der Welt haben dafür kein Verständnis. Ist das Band denn so fest, daß man immer zusammen sein muß, Jesus und seine Jünger? Kann man nie wieder leben, ohne daß Jesus immer dabei ist? Muß man alles das meiden, wobei Jesus nicht zusehen darf? Die Fragen zeigen schon, daß die Fragenden nicht von ferne ahnen, welche Freude in dem Wort beschlossen ist: „Jesus und seine Jünger.“ Wenn man solchen Leuten die Freuden der Welt nähme, so bliebe ihnen nichts zurück. Und darum können sie sich unter den Jüngern, die bei Jesus sind, nichts anderes vorstellen als Kopfhänger und traurige Leute. Sie wissen nicht, wie Jesus reichlich vergilt, was man um seinetwillen aufgibt, wie wir unsere Feste feiern mit unserem Heiland, über der Bibel, im stillen Gebet, im Kreis der Brüder, und wie sich alle Schönheit der Welt und der Erde erst ganz dem Auge erschließt, das von Jesus und seiner Herrlichkeit berührt ist. Die Gemeinschaft mit ihm läßt wahrlich nicht die Blumen in unserem Leben erfrieren oder die Flügel gestutzt werden, so daß wir uns nicht erheben könnten. Nein, er gibt uns erst recht wahre Freude: „Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein.“

In den ersten Tagen merkt man das besonders, sagten wir. Es war eine wunderbare Erweckungszeit damals am Jordan. Solche Zeiten haben ihre Gefahren, aber auch ihre große Freude, wenn das frohe Getöse im Lande ringsum erwacht. Man versteht so gut, wie Johannes in seinem Evangelium die Tage zählt, die Tage der ersten Liebe. Am ersten Tag war jene zehnte Stunde seine Stunde mit dem Gotteslamm; von da an rechnete er sein Leben mit dem Herrn. Am zweiten Tage kamen dann Philippus und Nathanael dazu; und am dritten Tage war eine Hochzeit zu Kana. Die Zählung wurde nicht so fortgeführt. Das ist unmöglich. Aber damals,

am Anfang, da war ihm alles so wichtig und herrlich, als man jeden Tag etwas Neues mit dem Meister erlebte und Herz und Auge täglich über neue Gnade staunten. Die Gnade des Herrn ist sicher nicht geringer geworden mit der Zeit und auch dem Johannes nicht weniger köstlich; aber die ersten Tage haften doch besonders tief im Gedächtnis, die ersten Tage, als unser Leben auch unter die Überschrift gekommen war: „Jesus und seine Jünger.“ In solchen Zeiten kann man nicht genug vom Heiland hören und mit anderen über ihn reden. Da gehen die Augen auf für längst bekannte Bibelverse. Man entdeckt Herrlichkeiten in seinem Wort, für die bisher das Verständnis fehlte. Das Herz erlebt es: „Sie werden über deinem Namen täglich fröhlich sein“, und wir verstehen den Dichter so gut, der, wenn er das Höchste sagen will und es doch eigentlich nicht aussprechen kann, so ganz schlicht singt: „Es ist etwas, des Heilands sein.“ Der tiefe innerliche Jubel dieser ersten Tage ist wie ein Brautgeschenk seiner Liebe, eine Erstlingsgabe seiner Hand. Manche ärgern sich darüber, wenn einer so zählt; und es haben es auch wohl einmal einige unter uns recht mechanisch gemacht und auf die Tatsache viel zu viel und in falscher Weise Gewicht gelegt, daß man die Zeit, wohl gar den Tag, genau wissen müsse, da man zum Heiland kam. Für uns, die wir von Kindesbeinen an umflungen sind von der frohen Botschaft, liegen die Dinge in mancher Hinsicht anders als damals für die Jünger; und wir können und wollen den zarten ersten Regungen des göttlichen Lebens nicht äußerlich zählend und rechnend, vor allem nicht erzählend nachforschen. Und doch ist es bemerkenswert, in der Bibel zu beobachten, wie klar da bei den meisten die Anfänge waren, auch nachdem der Heiland sein Werk auf Erden vollendet hatte. Wo aber vielleicht jemand darüber trauert, daß er die Zeit der Anfänge seines Erlebens mit Jesus nicht zu sagen weiß, der höre doch ja unser Wort: Du sollst dich nicht über die Tage und Stunden freuen, da du zu ihm kamst. Ob du auch die Einzelheiten nicht so genau weißt und es sich bei dir nicht so von

deinem übrigen inneren Erleben abgehoben hat, daß du nur zu ihm kamst: das ist's! Und manchem rufe ich zu: „Komm bald! Eine frühe und fröhliche Antwort ist Gnade!“

„Jesus und seine Jünger.“ Wer Jesus findet, findet auch seine Jünger. „Längst vermifste Brüder find ich nun in seinen Jüngern wieder.“ Es ist merkwürdig, sobald einer den Heiland gefunden hat, ist er damit auch unmittelbar eingetreten in den Kreis seiner Jünger und fühlt sich dort zu Hause. Ob ihm diese Leute früher noch so unsympathisch waren, ob es ihm noch so ungewohnt ist, in diesem Kreise zu verkehren, wer Jesus findet, findet auch seine Jünger und freut sich über sie, freut sich über jeden, der es mit ihm hält. Wir haben bei ihm ein Erbe gefunden, das, anders als jedes natürliche Erbe, um so größer wird, je mehr Erben daran teilhaben. Bei jedem, der zu seiner Schar hinzukommt, sehen wir wieder neue Herrlichkeiten, wie sich an ihm unser Heiland bewiesen hat. Welch ein Willkommen war es, das dem Totschläger in der Freistatt entgegenklang (5. Mose 19, Josua 20)! Dort begrüßten ihn die andern, die früher schon in diesen Zufluchtsort gelaufen waren, die mit Spannung vorher vielleicht seinen Lauf beobachtet hatten, ob er wohl vor dem Bluträcher die bergende Mauer erreichen werde. Wie haben sie ihm da die Hand gedrückt, wie haben sie all sein Erleben, das er ihnen berichtete, noch einmal mit ihm durchlebt! Wie haben sie da mit ihm alle die alten Psalmen gesungen, die ihnen nie so gelungen hatten wie damals, wo sie selbst in die Freistatt aufgenommen wurden! Ja, da begrüßt man sich zum erstenmal, auch wenn man sich schon lange äußerlich kannte. Man begrüßt sich jetzt unter dem Geheimnis des Wortes: „Jesus und seine Jünger.“

Und die Liebe zu seinen Jüngern vergrößert die Freude, die man in Jesus hat. Es ist, als ob sich in jedem unserer Brüder aufs neue die große gemeinsame Freude breche und uns ins Auge strahle. Darum fehlt uns auch immer wieder etwas bei unseren Zusammenkünften, wenn einige, die innerlich zu uns

gehören, nicht da sind, als ob bei allem Genuß an Gottes Wort und der Gegenwart des Herrn es uns ein wenig die Freude trübe, daß einige seiner Freunde nicht unter uns sind. Es geht uns, wie es in jenem Jünglingsverein war, der wohl im Gemeindefaal tagen durfte, aber die Heizung selber stellen mußte. Da beschloßen die jungen Männer, daß jeder zu den Versammlungen zwei bis drei Scheit Holz mitbringen mußte. Und wenn nun einige nicht kamen, dann wurden die andern auch nicht recht warm. Wie dort äußerlich, so geht es uns innerlich im Kreise der Jünger Jesu.

„Jesus und seine Jünger.“ Jesus bringt seine Jünger immer mit. Wer seine Jünger nicht will, findet ihn auch nicht. Darin ist Jesus empfindlich. Wer seine Jünger haßt, der denke an das Wort: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?“ Was seinen Jüngern angetan ist, das rechnet im Guten wie im Bösen der Heiland als ihm getan. Wer sich von Jesu Jüngern zurückhält, weil sie ihm nicht fein genug sind, weil er die Schmach, die auf ihrem Kreise liegt, nicht tragen will, zu dem kommt Jesus selber auch nicht.

Man kann das Wort auch umdrehen: Die Jünger und ihr Jesus. Die Jünger bringen auch ihren Jesus mit. Und wer den Heiland nicht zu sich lädt und ihn in seinem Hause, auf seinen Festen nicht haben will, der ist auch über den Anblick seiner Jünger nicht erfreut. Man merkt es, sie haben ein Geheimnis: Jesus ist bei ihnen. Sie sind nie mehr ohne ihn. Vielen ist schon der Anblick eines Menschen, der es ernst nimmt mit dem Herrn, ein Ärgernis. Man freut sich, wenn solche Gäste auf die Einladung hin absagen oder frühzeitig das Fest verlassen, zu dem man sie bitten mußte. Dann atmen die andern auf: Jetzt kann man „sich gehen lassen“. In manche Gesellschaft passen sie wirklich nicht hinein, „Jesus und seine Jünger“. Das ist freilich schlimm. Im Himmel gibt es nur solche Leute, nur „Jesus und seine Jünger“. Da erhebt sich die Frage, ob dein Leben, der du doch „in den Himmel kommen möchtest“, in den Himmel hineinpaßt.

„Jesus und seine Jünger.“ Durch die Jünger des Herrn werden uns wohl einmal allerlei Aufgaben gestellt, so wie ganz äußerlich offenbar hier dem Bräutigam von Kana, dessen Gast die Mutter Jesu war. Und nun wurde auch Jesus zur Hochzeit geladen und brachte seine Jünger mit, offenbar mehr Personen, als man erwartet hatte. So reichten die Vorräte nicht aus. Da entstand eine Verlegenheit durch die Jünger Jesu. Dort rein äußerlich, aber manchmal machen uns Jünger Jesu wohl auch innerlich wirklich Mühe. Man hat an ihnen zu tragen. Sie sind nicht ohne Fehler, ja haben manchmal sehr ins Auge fallende Fehler. Da gilt es, daß wir uns miteinander einleben müssen und auch, wenn unter den Jüngern Jesu wunderliche Leute sind, dennoch die Liebe festhalten, uns dennoch auch über sie freuen und die Schönheiten herausfinden, die ihr Meister in ihr Leben hineingelegt hat. Der Herr erwartet es von uns, daß wir uns unter die Lasten auch unserer Brüder stellen, unter die Belastung, die ihre Eigenart und vielleicht auch ihre Unart dem ganzen Kreise auslegen. Aber laßt uns nie Jünger Jesu von uns abstoßen, auch wenn sie zunächst uns Mühe machen! „Des Heilandes franke Leute sollen uns immer noch lieber sein als der Welt ihre gesunden.“ So hat uns Tersteegen gelehrt. Und ob wir auch nicht alles gutheissen können und uns manchmal sogar schämen müssen, wir wollen doch das Band hoch und teuer halten, das uns mit ihnen umschliesst: „Jesus und seine Jünger.“

Jesus schämt sich seiner Jünger nicht. Sie waren erst ganz kurz bei ihm. Sie konnten noch nicht viel von der Art seines Reiches an sich haben; und doch stellte er sich mit ihnen in diesem engen Verband zusammen und wollte nie wieder ohne sie sein. „Jesus und seine Jünger!“ Wir schämen uns oft unserer Brüder; und doch hätten sie wohl auch recht, sich unserer zu schämen. „Er aber schämt sich nicht, sie Brüder zu heissen“ (Hebr. 2, 11). Er hat sie einmal angenommen und sein Werk mit ihnen begonnen. Und ob sie ihm oft genug wenig

Ehre machen, er schämt sich ihrer nicht. Er wagt es mit uns, ob er auch nicht sicher ist, was alles für Schande und Schmerz wir ihm bereiten werden. Er nimmt uns nicht nur zur Probe an oder auf Kündigung, nein, das soll ein ewiges Band sein: „Jesus und seine Jünger.“

Darum liegt aber auf uns eine hohe Verantwortung. Er schließt sich ganz mit uns zusammen, ja noch mehr, man kann wohl sagen: Er hat seine Sache auf Erden ganz in unsere Hand gelegt, ob wir noch so schwach sind. Er will durch unser Bekenntnis und Zeugnis auf Erden zu den Menschen kommen. Welch hohe Aufgabe und königliche Würde liegt darin beschloffen! Wir tragen seinen Namen und die Farben unseres Königs; seine Ehre steht auf dem Spiel. Es fällt auf ihn, wenn wir versagen. Es hindert sein Werk. Es ist wie eine gemeinsame Firma: „Jesus und seine Jünger.“ Wie des einen Herrlichkeit die andern überstrahlt, so lastet jeder Fehler und jede Sünde der andern auch auf der Sache des einen und verschließt ihm manches Herz und raubt ihm das Zutrauen der Menschen. Darum muß es durch unser Herz gehen: „Auserkorne, Hochgeborne, standsgemäß man wandeln muß.“ Es gilt, daß wir uns hüten vor aller Befleckung des Fleisches und des Geistes, daß wir uns „als ihm verlobt tragen“, daß seine Gegenwart uns stets vor Augen steht und unser ganzes Leben Stunde um Stunde von diesem Wort beherrscht wird: „Jesus und seine Jünger.“

Ja, das ist ein ewiges Band. Jesus und seine Jünger gehören zusammen. In dem Wort liegt die Gewißheit, daß er in Ewigkeit nicht ohne die Seinen sein will. Wenn die Bibel in schwacher, irdischer Sprache die Herrlichkeit der neuen Welt schildern will, dann sehen wir ein großes Hochzeitsmahl: „Jesus und seine Jünger.“ Er will nicht allein sein. Er will die Seinen bei sich haben. Das ist uns ein Trost. Wie viele Gefahren liegen noch vor uns, wie viele Möglichkeiten, ihn zu verlieren, untreu zu werden, in Laueheit zu verfallen! Wie viele Bemühungen des bösen Feindes umgeben uns, uns von ihm

abtrünnig zu machen! Wir halten uns an dieses Wort: „Jesus und seine Jünger.“ Er bringt die Seinen bis ans Ziel. Die er Gott erkaufte hat mit seinem Blut, die stellt er auch seinem Vater dar: „Ererbet das Reich!“ Jesus und seine Jünger, die sollen nun nie wieder geschieden werden. Jesus voran, er ist es, der uns suchte und fand und uns durchträgt bis ans gewünschte Ziel. Jesus voran, aber wir ihm nach. „Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein.“ Wie wollen wir uns freuen auf den Tag, wo es für alle Ewigkeit in die Erscheinung tritt: Siehe da, „Jesus und seine Jünger“!

Wir haben gefunden

Joh. I, 35—39. Des andern Tages stand abermals Johannes und zwei seiner Jünger. Und als er sah Jesum wandeln, sprach er: Siehe, das ist Gottes Lamm! Und die zwei Jünger hörten ihn reden und folgten Jesu nach. Jesus aber wandte sich um und sah sie nachfolgen und sprach zu ihnen: Was suchet ihr? Sie aber sprachen zu ihm: Rabbi (das ist verdolmetscht: Meister), wo bist du zur Herberge? Er sprach zu ihnen: Kommt und sehet's! Sie kamen und sahen's und blieben den Tag bei ihm. Es war aber um die zehnte Stunde.

„**S**ureka!“ — ich habe gefunden —, so rief ein berühmter Forscher des Altertums aus, als er ein wichtiges naturwissenschaftliches Gesetz entdeckt hatte. Sinden! Gefunden! Das Wort erklingt in derselben griechischen Sprache immer wieder in dem Abschnitt von der Begegnung Jesu mit seinen ersten Jüngern. Dort können wir lernen, wie man Jesus findet.

Wir schauen in bewegte Tage hinein. Die Menschen drängen sich um Johannes, den Täufer am Jordan. Durch ihre Reihen hindurch sehen wir Jesus schreiten, fast feierlich, still und von den meisten unbeachtet, nach dem Wort des Propheten: „Er wird nicht schreien noch rufen, und man wird seine Stimme nicht hören auf den Gassen“ (Jes. 42, 2). Aber wie der Magnet das Eisen, so zieht er unwiderstehlich die nach dem Heil verlangenden Menschen an sich. Dabei drängt er sich nicht auf, sondern wartet darauf, wie der Vater die ihm zuführt, die er zu ihm, dem Sohn, zieht.

Es ist ein Geheimnis um dieses Ziehen des Vaters zum Sohn hin, damals und auch heute noch. Da fängt das Wort Gottes in einem Menschenleben an zu rumoren, das Fragen wacht auf, Unruhe bemächtigt sich der Erweckten, die nirgendwo ihre Genüge finden. Den andern ist man unverständlich in seinem Benehmen. Man wird von ihnen vielleicht belächelt oder bedauert, als ob man schwermütig oder wunderbar geworden sei. Man weiß selbst nicht, wo man es suchen soll, und ist sich selbst ein Rätsel:

„Fraget doch nicht, was mir fehle!
 Forschet nicht nach meinem Schmerz!
 Durst nach Gott füllt meine Seele,
 Drang zu Gott verzehrt mein Herz.
 Gebt mir alles, und ich bleibe
 ohne Gott doch arm und leer;
 unbefriedigt, dürstend treibe
 in der Welt ich mich umher.“

Gottes Geist arbeitet an einem Menschenherzen, um es hinzuführen zu dem Lamm Gottes. Er arbeitet richtend und rettend. Richtend! Unter der Predigt des Täufers wie früher in der Schule des Gesetzes hatten die Männer wohl oft geseufzt nach einer Errettung aus der Not ihrer Sünde. Über all den Opfern im Tempel wachte bei ihnen nur die eine Frage auf: Wann kommt „das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt“? Aus der Art, wie dieses Wort vom Täufer gesprochen und alsbald von diesen Männern verstanden wurde, können wir entnehmen, daß das der Gegenstand ihrer Gespräche und ihrer Hoffnung war: das Lamm Gottes, die Vergebung der Sünde. Das ist auch heute noch der innerste Kern der heiligen Unruhe, in die Gottes Geist einen Menschen treibt: das Fragen nach der Vergebung der Sünde. Man kann nicht mehr gleichgültig sein über alter Schuld, nicht mehr leichtfertig im Blick auf das zukünftige Gericht. Über den Menschen kommt die Sorge ums Seligwerden, die Furcht vor dem Verlorengehen.

Richtend arbeitet Gottes Geist und rettend; denn immer wieder läßt er den Menschen hell und klar bezeugen wie dort den Jüngern des Täufers: „Siehe, das ist Gottes Lamm!“ Viele werden das Wort heute überhören. Sie wissen mit dem „Namen über alle Namen“ nichts anzufangen. Sie lehnen ihn ab, stolz, von oben herab. Der wird es nicht tun, der in der Not steckt. Wo einer, unter seiner Sünde gebeugt, ausschaut nach einem Retter, da weckt dieses Wort von dem Lamm Gottes den gedrückten Gemütern Hoffnung: Es kann noch einmal

alles, alles wieder gut werden! Es gibt doch ein Herauskommen aus diesem Schmachten und Darben. Es gibt doch noch eine Vergebung der Sünde, so daß ich noch einmal ganz von vorn anfangen darf.

Und zu diesem deutlichen Klang von der frohen Botschaft fügt der Vater im Himmel die Umstände und Verhältnisse der Menschen so, daß sie es merken, dies Ziehen des Vaters zum Sohne. Es war damals eine besondere Zeit, ein Warten, ein Sich-Beugen, ein Rufen und Weisen. Gestern: „Siehe, das ist Gottes Lamm!“ Heute: „Siehe, das ist Gottes Lamm!“ Ein Tag sagte es dem andern: „Der Heiland ist nah!“ Die frohe Botschaft zog und flog durch das Land. Es war Gnadenzeit.

Es gibt auch heute noch solche Gnadenzeiten. Johannes hat damals die Tage gezählt, und mitten darin war der eine Tag, an dem er selbst zu Jesus kam. Haben wir nicht auch, liebe Brüder, ebenso die Tage gezählt, damals, als uns zum ersten Male ein seliger Morgen dämmerte ohne die alte, müde Qual des bösen Gewissens? Da merkt das Herz: Jetzt hat die große Glocke angeschlagen — für mich! Vorigen Sonntag kam diese Botschaft, gestern traf mich jenes Wort, heute wieder ein anderes. Was ist nur im Werk? Sollte der Herr wirklich mich meinen, es mit mir zu tun haben? Was geht hier vor? „Des andern Tages“, heißt es hier, und wieder: „Des andern Tages“, und zum dritten Male: „Des andern Tages.“ Merkwürdig, was alles geschieht! Und innerlich erhebt sich ein Singer: Es wird Zeit! Da ziehen schon einige an uns vorüber ihre Straße fröhlich. Da hört man schon die Psalmen der Errettung von denen, die gefunden haben. Fragst du gar nichts danach, daß die Tage dahineilen, wo die Errettung so nahe ist? Es gibt eine Gnadenzeit für jedes Herz; es gibt auch ein Ende der Gnadenzeit; es gibt ein „Zuspät“. Fragst du gar nichts danach?

Und wie die Botschaft Tag für Tag erschallt, so ergeben sich auch die Begegnungen mit dem Herrn. Bei uns wie dort bei den Jüngern ist zu merken, daß er sich zu schaffen

macht in einem Menschenleben. So mancherlei begibt sich. Da sind Veränderungen, Erlebnisse vorgekommen, die uns nicht gleichgültig lassen. Es ist, als ob eine Hand im Zimmer die Möbel rückt, um in eine dunkle Ecke zu leuchten und den verlorenen Groschen zu suchen. Merkst du dies Rücken auch in deinem Leben, dies Greifen der Hand, die das Verlorene sucht? Durch Freud und Leid greift sie, durch Krankheit und Sterbefall, durch gnädige Bewahrung und Aushilfe. Es ist seine Hand. Es handelt sich ums Sinden und ums Gefundenwerden.

Was sollen wir da tun? „Die zwei Jünger hörten Johannes reden und folgten Jesus nach.“ Das sollen wir tun: Jesus folgen, damit wir ihn finden, mit der Bußpredigt des Johannes im Herzen von Johannes hinweggehen zu Jesus, dem Heiland. Das ist ein gewaltiger Aufbruch im Leben eines Menschen; da schrecken manche zurück. Viele unter uns fühlen sich im Bewußtsein der allgemeinen Sündhaftigkeit so wehmütig wohl bei Johannes dem Täufer und seiner scharfen und ernstern Bußpredigt, die sie um so lieber hören, je ernster und schärfer sie ist; aber sie schieben jede Entscheidung von sich ab und halten sich für sich selbst die Wahrheit des Wortes Gottes drei Schritte vom Leibe. Sie wollen sich nicht zu Jesus weisen lassen, wiewohl der Finger des Täufers nur dorthin zeigt und jede rechte Buße enden muß zu Jesu Füßen. Beim Gefühl ihrer Schuld und Sünde, beim Warten auf die Erlösung wollen sie es genügen lassen. Sie fühlen sich mehr angezogen von dem ernstern Trauern um Johannes her als von der Freude, die aus dem Leben der Jünger Jesu hervorleuchtet. Nun Jesus da ist, kommen sie nicht zu ihm. Jesus geht vorüber. An ihnen geht er vorbei. Sie haben ihn nicht ergriffen. Alle ihre Buße war doch nicht ganz ernst gemeint; denn jetzt, wo es möglich ist, von der Sündenlast los und Gottes Kind zu werden, da bleiben sie stillstehen. Es brannte ihnen doch noch nicht in ihrer Seele die Sorge um Himmel und Hölle. Wem diese Not aufgebrochen ist, bei

dem gilt es aufstehen, vielleicht auch sich trennen von dem bisherigen Lebenskreis. Folge ihm nach! Ja, das gilt es! Laß alles andre liegen, mach dich an Jesus heran, so daß er deinen Schritt hört und das Klopfen deines Herzens!

Da sollt ihr erfahren: Er wendet sich nach euch um. Wie mag es den Jüngern durchs Herz gegangen sein: „Jesus wandte sich um und sah sie nachfolgen.“ Zum ersten Male schaute dies Auge sie an, zum ersten Male redete diese Stimme mit ihnen. Er kümmerte sich um sie. Das soll auch unsere Erfahrung sein, wenn wir ihm nachfolgen. Vielleicht folgt einer ihm nur zaghaft, aber er möchte ihn doch nie wieder aus dem Auge verlieren, ob Jesus sich seiner vielleicht einmal erbarme. Doch scheint der Herr ihn nicht zu beachten und wendet ihm den Rücken zu. Aber er sieht euch doch; er hört das heimliche Rufen eures Herzens; er fühlt den hungrigen Blick eurer Augen. Folgt ihm nach! Dann kommt die Stunde, da ein Mensch es weiß: Jetzt hat er sich nach mir umgewandt; jetzt hat er es nur mit mir zu tun; jetzt macht er sich zu schaffen an meinen Ketten; jetzt greift sein Herz nach meinem Herzen!

Jesus wandte sich um und sprach zu ihnen: „Was sucht ihr?“ Ja, wenn sie das nur selbst richtig gewußt hätten! „Dich suchen wir“, so hätten sie am liebsten gerufen und wären ihm zu Süßen gefallen. „Dich, Herr, niemand und nichts sonst!“ Aber es ging damals nicht stürmisch zu, sondern ganz still. Die Frage des Herrn hat ihnen Mut gemacht: „Meister, wir möchten dich gern länger, wir möchten dich gern allein sprechen. Wo bist du zur Herberge?“ So wird Jesus gefunden, indem man ihm nachfolgt. Das ist nicht ein leichtes Einherschreiten, es ist ein ernster, schwerer Gang, und jeder Schritt zieht ernste Folgen nach sich. Durch die Frage: „Was sucht ihr?“ treibt er die Menschen dazu, daß sie sich klar werden über sich selbst und ihr Verlangen. Sie sollen nicht nur aufs Geratewohl nun ihm zulaufen wie früher dem Täufer. Sie sollen wissen, was sie tun, und die Kosten überschlagen. Der Seiland fängt die

Seele nicht mit heimlichem, listigem Netz oder Strick. Er ruft sie, er fragt sie nach ihrem Begehren. Er bindet sie an sich ohne jeden Zwang, indem er ihnen auch das Fortgehen oder das Zurückweichen frei läßt. Sie müssen ihm von sich aus folgen, wenn sie ihn finden wollen in der Herberge. „Kommt und sehet's!“ In der Stille des Hauses, allein mit ihm, sollen sie sich entscheiden. Da sollen die Würfel fallen über ihr Leben durch eigenen heiligen Entschluß.

„Sie kamen und sahen es.“ Mit diesen Worten zieht Johannes einen zarten Schleier über das, was dort weiter vorging. Er berichtet nicht, wie Jesus in diesem Gespräch, das er wohl nie vergessen hat, sich ihnen enthüllte als der Welt Heiland, als Gottes Lamm. Voll heimlichen Bangens und in zitternder Erwartung werden sie in die Herberge hineingegangen sein. Zu Jesus gingen sie und gingen nie wieder von ihm fort. „Sie blieben den Tag bei ihm“ und von da an alle Tage.

So kann man Jesus finden, nur so: durch eine stille, heimliche Aussprache mit ihm in seiner Herberge, im Kämmerlein, alles andere ausgeschlossen, Jesus und du eingeschlossen, auf den Knien, Auge in Auge mit ihm. Aber vor diesem letzten Schritt scheut sich mancher. Wenn es so ganz persönlich wird, daß man ihm allein begegnen muß, dann weichen viele zurück und machen Ausflüchte. Aber davon hängt alles ab, daß einer kommt. Jesu Ruf: „Kommt und sehet es!“ fordert eine Entscheidung. Er nimmt uns ganz in Anspruch für ihn und für ihn allein. Jesu Ruf: „Kommt und sehet es!“ hat einen Geist der Gnade. Er will uns losreißen aus aller Unentschiedenheit und lähmenden Lauheit, daß wir mit einem Ruck und Riß den Entschluß fassen: „Jesus, sieh her, ich komm!“

Aber das bedeutet eine tiefe Beugung, ein beschämendes Bekenntnis. Er ist schwer, dieser letzte Schritt, allein ins Kämmerlein, ihm einmal stillhalten, ihn einmal ausreden lassen mit meiner Seele. Darum heißt es in der Geschichte vom ver-

lorenen Sohn: „Da er noch fern von dannen war, sah ihn sein Vater, und er lief und fiel ihm um den Hals und küßte ihn.“ Der Vater wußte, daß der letzte Schritt, hineinzugehen, dem verlorenen Sohn der schwerste war. All das Wandern aus der Ferne dem Vaterhaus entgegen war getragen von einer leisen Hoffnung. Jetzt kommt die letzte Wegwendung, jetzt kommt der letzte Schritt. Er muß hineingehen. Er muß sich beugen. Es bestand die Gefahr, daß er doch noch draußen blieb, doch noch wieder umgekehrt wäre. Da lief ihm der Vater entgegen und half ihm zu diesem letzten Schritt. So steht auch Jesu Wort heute an unserem Weg: „Kommt und sehet es!“ Ihr alle, die ihr den letzten Schritt immer noch nicht getan habt, er wartet! Er kommt euch entgegen! Er wird euch die Aussprache leicht machen. Er wird euch wunderbar wohl tun und eure Seele annehmen in seinen Frieden. Kommt und sehet es und geht zu ihm hinein in die Herberge!

Da werdet ihr Jesus finden, das Lamm Gottes. Damals haben es die Jünger nur ahnend erkannt, was ihnen später erst voll offenbart wurde, als sie unter seinem Kreuz standen, und was derselbe Johannes nach langen Jahrzehnten so einfach und klar niederschreibt: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde“ (1. Joh. 1, 7). Das ist es, was wir in jener Herberge finden: das Lamm Gottes, Tag für Tag den Heiland. Den Heiland! Das ist ein seliges „Heute“ für jeden Zachäus, der lange wartete und von ferne saß. Das ist ein barmherziges Aufrichten durch eine gnädige Hand für jede Sünderin, die in ihren Tränen zu seinen Füßen liegt. Das ist ein Paradies für jeden Schwächer, für jede in Schuld und Sünde gestrandete Existenz, die sich in ihrer Not auf ihn wirft. Sie alle sind gekommen zu ihm in seine Herberge, und heute ist der Zug noch nicht abgebrochen derer, die nach stiller Zwiesprache mit ihm es dankbar rühmen: „Siehe, das ist Gottes Lamm!“

„Es war aber um die zehnte Stunde“, so schreibt Johannes in seinem Bericht. Das hat er nie vergessen. Deutlich stand

es ihm noch im hohen Alter, als er sein Evangelium schrieb, vor Augen: Es war nachmittags 4 Uhr, es war um die zehnte Stunde, da fing mein Leben mit Jesus an. In diesem Wort „Es war um die zehnte Stunde“ liegt so besonders ein Klang froher Gewißheit. Das war ein Handschlag, der galt; das war eine Zusammenkunft, die band für immer. Das war ein Finden und Gefundenwerden, das nie mehr zerriß. Das war ein neuer Anfang, der in Ewigkeit kein Ende nimmt. Nicht alle können so von einer bestimmten Stunde erzählen, da der Herr sie zu sich rief. Und nicht darauf kommt es an, sondern auf den Inhalt dieser Stunde. Es war die Stunde mit dem Gotteslamm. Hast du solche Stunde auch schon in deinem Leben gehabt? Viele schöne Stunden hast du gezählt, und schnell sind sie vergangen wie ein flüchtiger Sonnenstrahl. Viele leere Stunden hast du vertändelt und vertan; sie sind wie Spreu verweht. Viele Sündenstunden liegen hinter dir. Ach, wären sie verweht! Aber sie lasten schwer und quälen sehr. Viele dunkle Stunden zogen heran voll Trauer und Leid. Eine Frage: War unter all diesen Stunden auch die eine, die zehnte Stunde, deine Stunde mit dem Gotteslamm? Dann ist es auch dein Lied:

„Unter tausend frohen Stunden,
die im Leben ich gefunden,
blieb nur eine mir getreu,
eine, wo in tausend Schmerzen
ich erfuhr in meinem Herzen,
wer für mich gestorben sei.“

Zu Jesus geführt

Joh. I, 40—42. Einer aus den zweien, die von Johannes hörten und Jesu nachfolgten, war Andreas, der Bruder des Simon Petrus. Der findet am ersten seinen Bruder Simon und spricht zu ihm: Wir haben den Messias gefunden (welches ist verdolmetscht: der Gesalbte), und führte ihn zu Jesu. Da ihn Jesus sah, sprach er: Du bist Simon, Jonas Sohn; du sollst Kephas heißen (das wird verdolmetscht: ein Fels).

Es war um die zehnte Stunde“. So schreibt Johannes noch nach Jahrzehnten über seine erste Begegnung mit Jesus. An jenem Tage kam er mit Andreas nachmittags gegen 4 Uhr in die Herberge des Meisters, und sie blieben den Tag — und von da an alle Tage — bei ihm. Aber alsbald, wie es scheint noch vor Abend, gingen sie beide aus, um ihre Brüder zu suchen, Johannes den Jakobus, Andreas den Petrus. Andreas findet zuerst seinen Bruder Simon. „Und er führte ihn zu Jesus.“ Es ist Gottes Wille, daß das Werk der Gnade immer von Person zu Person weitergeht. Zuerst stand dort der Täufer, dann diese zwei Jünger. Durch sie werden ihre beiden Brüder und so immer weiter einer durch den andern zu Jesus geführt. Gerettetsein gibt Kettersinn! Wer Jesu Gnade an seinem Herzen erfahren hat, in dem erwacht alsbald der Trieb, mit der empfangenen Gabe treu zu sein. „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.“ Wer selbst aus der Unruhe und Friedelosigkeit heraus von Gottes Erbarmen ergriffen wurde, der spricht mit dem Psalmisten: „Ich will die Übertreter deine Wege lehren, daß sich die Sünder zu dir bekehren“ (Psalm 51, 15).

Es ist so Gottes Wille. Und auch ganz geringe und noch schwache Jünger des Herrn können diesen Dienst für ihren Meister tun. Andreas nahm seinen Bruder an der Hand und führte ihn zu Jesus, wiewohl er selbst erst einmal bei Jesus gewesen war. Er hatte kaum ein Fünkchen empfangen, aber doch bringt er seinem Bruder schon Licht. Ohne

Zweifel war von diesem Bruderpaar Petrus der bedeutendere; aber ihm wird die entscheidende Hilfe geleistet durch seinen zwar älteren, aber unbedeutenderen Bruder. Andreas war kein Petrus, aber er konnte doch einem Petrus die Tür ins Himmelreich aufthun. Es ist niemand zu gering — wenn er nur Jesus kennt, so soll er im Dienst dieses Meisters andere ihm zuführen.

Es mochte für den älteren Bruder Andreas nicht leicht sein, daß nun seinem jüngeren Bruder vom Seiland solch ein wichtiges Wort zugerufen wurde, als er ihn begrüßte. Aber wir wollen nicht murren, wenn Letzte Erste werden, wenn solche, die vielleicht später als wir erst Jesus ergriffen haben, nun von ihm mit größeren Aufgaben an wichtigeren Posten beauftragt werden.

Für Petrus war es auch für sein ganzes Leben heilsam, sich daran zu erinnern, daß er einem andern sein Seil verdankte. So werden wir fest in herzlicher Liebe in die Gemeinschaft der Brüder hineingefügt, wenn es jedem einzelnen klarbleibt, daß er nicht für sich allein steht, sondern vieles, ja das Meiste und Beste andern verdankt, ihrer treuen Handleitung und ihrem Zeugnis. Das bindet zusammen.

Und darum soll sich auch niemand weigern, von einem geringeren Bruder Rat und Hilfe in Anspruch zu nehmen oder sich Zurechtweisung gefallen zu lassen. Es kann in Gottes Hand oft ein sehr einfaches Glied der Gemeinde Jesu Christi, das wir vielleicht kaum beachtet und in seinem Wert erkannt haben, das Werkzeug sein, das andern lebenswichtige und entscheidende Dienste tun muß. Mancher Ananias hat sein Leben lang still im Hintergrund gestanden, während „sein“ Saulus, dem er die Augen öffnen durfte, seinen großen Weg machte zu Gottes Ehre (Apostelgesch. 9).

„Andreas findet seinen Bruder Simon.“ Indem er ihn äußerlich fand, geschah es, daß er ihn ganz neu „fand“ als seinen Bruder. Sie wurden von da an Brüder in Christo. In tieferem Sinn steht über dieser Stunde geschrieben: „Er findet seinen Bruder.“ So oft ist einem Jünger des Herrn,

der andern vielleicht zum Segen gesetzt wurde, der Einfluß auf die eigenen Verwandten versagt. Ja, durch seine Bekehrung zum Herrn ist vielleicht ein Riß zwischen ihm und seiner ganzen Familie entstanden, der tief und immer aufs neue schmerzt. Wie wundervoll ist dann Gottes Geschenk, wenn das natürliche Band der Blutsverwandtschaft nun zu einer ganz anderen, tief geistlichen Verbundenheit umgestaltet wird! Er hat in Christo die Seinen „gefunden“.

Petrus hat sich wohl sonst nicht so leicht von Andreas leiten lassen: aber hier folgt er ihm alsbald. Auch er war ja unter den Scharen, die aus ihrer galiläischen Heimat zum Täufer gekommen waren, weil sie nach Gottes Hilfe suchten in der Not ihrer Seele. Darum ja auch eilte Andreas so schnell zu ihm. Andreas, selbst ein Suchender, kannte das Suchen seines Bruders. Ach, die, die selbst dies brennende Verlangen nach Frieden und nach Gottes Gnade im Herzen getragen haben, verstehen ja am besten die suchenden Leute, wie sie warten auf das lösende Wort für die Fragen ihres Herzens, wie sie harren des entscheidenden Griffes, der sie voranreißt, sie anfaßt und hinführt hinein in das Land des Glücks. Im Alten Testament heißt es einmal: „Ihr wisset um der Fremdlinge Herz, denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen“ (2. Mose 23, 9). Wahrlich, gerade die unter uns, die selbst geschmachtet haben im Durst ihrer Seele nach einem Tröpflein Tau der Erquickung, die aus eigener Erfahrung das Lied kennen: „Sie suchen, was sie nicht finden in Liebe und Ehre und Glück, und kommen belastet mit Sünden und unbefriedigt zurück“, -- die sollten mit ganzem Ernst der Aufgabe gedenken: Wir müssen die andern zu Jesus führen.

Wie soll das geschehen? Immer wieder zeigt es die Erfahrung, daß Menschen ihre Hand ausstrecken nach dem gleichen Heil, wenn ihnen das Zeugnis begegnet: „Ich habe gefunden!“ Dies Wort „gefunden“ sprang ja damals von einem zum andern weiter dort am Jordan. Gefunden! In dem Wort klingt das tiefe Glück eines, der nach Hause gekommen ist, in

die Ruhe, nach der friedlosen Hast und Suche. „Ich habe gefunden!“ Andreas berichtet nicht dem Petrus, daß dort in der Herberge Jesus sei, der Messias des Volkes Israel; nein, sein Bericht ist ein freudiges Zeugnis: „Ich habe ihn auch gefunden!“ Da werden auch unter uns die Versüchteten und Ängstlichen, die so gern zur Ruhe kämen, aufhören; da werden sie fragen und kommen und finden, wenn sie dies frohe Zeugnis vernehmen von dem, was Gott an unserer Seele getan hat: „Ich habe gefunden!“

Und doppelt herzlich und lockend klingt es, wenn es nicht nur heißt: „Ich habe gefunden“, sondern „Wir haben gefunden.“ Auch andere sind denselben Weg gegangen, haben an derselben Tür angeknöpft, und ihnen ist auch aufgetan worden. Auch aus ihrem Leben, ihrem Munde ertönt dasselbe Zeugnis; aus ihrem Auge leuchtet dieselbe Freude: „Wir haben gefunden!“ Freude ist ein Chorgesang und erst recht die Freude am Herrn. Wenn dieser Chor emporflingt „Wir haben gefunden“, in dem man den Widerhall vernimmt der Erfahrung vieler begnadigter Herzen, dann werden es die Elenden hören und sich freuen. Dann werden sie kommen und Jesus finden.

Es ist ja nicht ein Zeugnis von uns; nicht was wir sind oder geworden sind, preisen wir den Leuten an, sondern was wir gefunden haben. Das sagte Andreas dem Petrus und führte ihn zu Jesus. Nicht zu uns wollen wir die Menschen führen und rufen, daß sie bei uns sich aufhalten. „Jesus“, das ist der Name, der durch all unser Zeugnis töne! „Wenn er nur bei Jesus ist“, so dachte Andreas, als er seinen Bruder zum Heiland führte, „dann ist alles gut. Wenn er ihm nur einmal begegnet, dies Auge sieht, diese Stimme hört, diese Liebe schmeckt, dann wird er ihn finden; dann wird er gefunden.“

* * *

Ja, da hat Petrus gefunden, da wurde er gefunden. Da ihn Jesus sah, sprach er: „Du bist Simon, Jonas Sohn, du sollst Kephas heißen“ — das ist: ein Fels. Das war der erste Blick,

den Jesus auf Petrus wirft, sein erstes Wort an ihn. Auch für Jesus war dies ein unvergeßlicher Augenblick. Das Wichtigste für ihn waren seine Jünger. Von denen würde seine spätere Gemeinde abhängen. Mit welchen Augen wird er darum wohl diesen Petrus angeschaut haben! Es war seines Vaters Gabe an ihn. „Alles, was mir mein Vater gibt, das kommt zu mir.“ Und hier gab ihm der Vater den Jünger und Freund, der zu besonderem Dienst bestimmt war, der der Grund und Salt der kommenden Gemeinde sein sollte. Darum diese bedeutungsvolle Begrüßung.

„Du bist Simon.“ Dieses Wort „du“ vereinzelt, isoliert den Menschen. Wir alle leben gern, so sehr ein jeder auf sich selbst bedacht ist und das Seine sucht, in den großen Fragen der Religion im „Wir“. Wir halten es da am liebsten so, wie es alle halten, und möchten uns möglichst wenig unterscheiden von den andern. Darum sind die meisten Menschen ihr Leben lang darauf bedacht, in diesen Fragen des inneren Lebens und der Stellung zu Gott alles in der Schwebe zu lassen. Man redet vom „Christentum“. Man spricht von „uns Christen“, „wir Christen“. In solche unklare und halbdunkle Haltung fährt das Wort „du“ wie ein Schwert hinein und scheidet uns von den andern. „Du, Simon“, sagt Jesus. „Jetzt geht es um dich, nicht um die andern, nicht um die Allgemeinheit. Du stehst jetzt vor mir; mit dir habe ich zu tun.“ Da wird es einsam um Petrus her, ob auch sein Bruder ganz nahe bei ihm gestanden haben mag. Wenn Jesus einen Menschen anredet: „Du“, das ist eine todeinsame Sache. Da sind nicht „wir“ angesprochen, „wir“ in der Gemeinde, „wir“ in dem christlichen Haus, „wir“ in den kirchlichen Vereinen, da ist der einzelne gemeint. Jesus sieht jetzt mich, nichts als mich und meine Not, meine Vergangenheit, meine Gegenwart, meine Zukunft. An diesem „Du“, das uns völlig vereinzelt, kommt kein Mensch vorbei, den Jesus anredet.

„Du bist Simon!“ In diesem „Du bist“ liegt nicht nur eine vereinzelnnde Macht, sondern auch eine bindende, er-

wählende Kraft. Wenn Jesus so auf einen einzelnen einget, ihn so anredet, ihm zeigt, daß er ihn so genau kennt, daß er ihn ernst nimmt, daß ihm an dem Kommenden liegt, dann ist ein solches „Du“ wie eine Besitzergreifung des Menschen durch Jesus. Das ist ein kräftiger, ewig wirkender Ruf: „Du, Simon — und ich, wir beide.“ Dies Band wird keine Zeit und keine Ewigkeit mehr zerreißen. Wenn sich Jesus mit einem Menschen so einläßt, das ist ein Bund, wie er aus dem Wort des Propheten Jesaja spricht: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein“ (Jes. 43, 1).

„Du bist mein“, ja, das hörte Petrus damals aus diesem Gruß Jesu heraus. Das war das Willkommen, das ihm Jesus bot. Da streckte sich eine Hand nach ihm aus; da strahlte ihn ein Auge an; da griff ein Herz nach seinem Herzen. Und über den suchenden und tastenden Mann kam eine tiefe, selige Gewißheit: Ich bin sein! Das ist der neue Tag, das ist der junge Morgen, das ist Sonnenaufgang. „Jesus“, das ist nun meines Lebens Licht und Lied. Ich bin sein. Wer nur zu Jesus kommen wollte, wer es sich nur gefallen ließe, dies Wort: „Er führte ihn zu Jesus“, der sollte ein Willkommen bei ihm erfahren, wie er noch nie im Leben willkommen geheißen wurde. „Du“, ruft ihm Jesus zu, „auf dich habe ich gewartet.“ Ich glaube, eine solche Gnadenstunde deckt viel Jammer eines langen Suchens und Wanderns zu. Und darum kommen die Geschichten von denen, die gefunden haben, zu uns als lauter Ruf: „Es hat sich schon viel Elend unter Jesu Arme geflüchtet; es ist aber noch Raum da!“

Von Jesus durchschaut, von Jesus gestaltet

Joh. 1, 42. Und führte ihn zu Jesu. Da ihn Jesus sah, sprach er: Du bist Simon, Jonas Sohn; du sollst Kephas heißen (das wird verdolmetscht: ein Fels).

Als Petrus zum Heiland geführt wurde, erkannte der Herr in ihm das Geschenk seines Vaters im Himmel: Das ist der Fels, von dem die Gemeinde Halt und Stärke empfangen soll. Aber Jesus baut in seinem Reich nichts auf die natürlichen Gaben und Anlagen seiner Jünger. Er sieht den Simon mit durchdringendem Blick an. Ganz nüchtern klingt seine ernste Anrede: „Du bist Simon, Jonas Sohn.“ Niemand braucht sich ihm vorzustellen. Er kennt sie alle. „Er wußte wohl, was im Menschen war“ (Joh. 2, 25). Er durchschaute sie alle. Petrus steht vor dem Herrn als ein gewöhnlicher Mensch, der nicht besser ist als seine Väter, nicht höher steht als seine Brüder. Der Herr hat auch den Simon durchschaut wie alle Menschen, hier anfänglich, allmählich immer mehr. Immer klarer wurde später des Petrus sündige Art offenbar, daß er so gar kein Felsenmann war, sondern ein schwankendes Rohr wie die andern. Wie arm wird Petrus mit den Jahren in seinen Augen werden, wie tief betrübt über seine Sünde bis zur Verzagtheit! Manchmal noch muß Jesus ihn mit Betonung mit seinem alten Namen rufen: „Simon!“ Er muß mit seinem Blick sein verirrttes Schaf suchen wie in der Nacht der Verleugnung. Da ging der Mann hinaus und weinte bitterlich. Wieviel Kummer machte ihm seine alte Art! Wieviel Kummer machte seine alte Art dem Herrn!

„Du bist Simon.“ Mit diesem Wort will Jesus ihn wissen lassen, daß er ihn kennt. Unsere Gemeinschaft mit dem Herrn Jesus setzt Selbsterkenntnis voraus in unbedingter Wahrhaftigkeit. Aber Jesus ermahnt nicht wie die

heidnischen Philosophen: „Erkenne dich selbst!“, sondern er gibt uns die Erkenntnis über uns selbst. Wenn wir nur auf ihn lauschen wollten! Jesus sagt zu jedem: „Du bist.“ Von ihm sollen wir erfahren, wer wir sind. Du bist — nicht: du hast. Deine Tugenden, deine Verdienste und Ehren verleihen dir keinen Wert vor Gott. Du bist — nicht: du weißt. Dein Wissen ist Stückwerk und bringt dich nicht ans Ziel. Du bist — nicht: du scheinst. Der größte irdische Glanz verbleicht vor Gottes Herrlichkeit. Du bist — nicht: du meinst. Deine guten Meinungen sind blind und führen dich in die Irre. Du bist — nicht: du sagst. Simon, auf deine Worte ist kein Verlaß. Das wirst du noch lernen, lernen in einer sehr dunkeln Nacht! Jesus durchschaut die Menschen. Er greift durch allen Glitter, den die Menschen sich umhängen, hinter jede Maske, hinter der sie sich verstecken möchten, und er zeigt uns unser Inneres, wie es ist. Du bist . . .!

Darum weisen so viele ihn ab. Die die Wahrheit suchen und nach Gerechtigkeit hungern, die werden sich gern von ihm in die Buße führen lassen: Ja, so bin ich. Herr, erbarme dich meiner! Aber die sich nicht beugen wollen, die sich einbilden, gesund und gerecht zu sein vor Gott, und meinen, es könne ihnen nicht fehlen, die stoßen ihn von sich, ablehnend, zornig. Den Selbstgerechten ist die Wahrheit ein Greuel. Sie erschrecken davor wie vor Polizei und Gericht.

Es ist kein Wunder, daß Jesus in der Welt auf Widerspruch stößt. Er sagt dem Menschen so deutlich, wie er ist, daß dieser erregt, empört sich von ihm abwendet. Nicht das hält die Menschen von Jesus fern, was über Jesus, den Sohn Gottes, gelehrt wird, als ob sie das nicht glauben könnten, vielmehr das, was Jesus, der Sohn Gottes, über die Menschen lehrt, unumstößlich wahr und zutreffend, wie er sie enthüllt in ihrer Sünde. Das hält die Menschen von Jesus fern, weil sie das nicht glauben wollen. Sie wollen die Wahrheit nicht vernehmen und ihr gehorchen. Und sie fühlen sich doch alle von ihm durchschaut. Daher die Feindschaft! In den

Frieden Gottes aber kommt niemand hinein, der nicht erst an diesem Wort Jesu vorbeigegangen ist: „Du bist . . .“ Da wird ihm der Schleier zurückgezogen von dem wahren Bild seines inneren Menschen, und er kann nur eins antworten: „Ja, ich bin ein Sünder unter Sündern, ich bin — verloren!“

„Du bist Simon, Jonas Sohn.“ Was alles auch in diesem Wort gelegen haben mag, Jesus weiß es. Und doch ruft er den Simon. Der Heiland „kennet, was für ein Gemächte wir sind“. Er gedachte daran, daß wir Staub sind, ehe er hinabstieg aus seines Vaters Haus in die Sünde der Welt, in die Welt der Sünde hinein. Er wußte, welcher Menschen Bruder er würde, ehe er kam. Und unter den Menschen erfuhr er es immer mehr, was es für Gottes Sohn heißt: sich einer Sünderwelt annehmen, einer Sünderwelt Heiland sein. Hier schon, als er die ersten Jünger zu sich zog, tat er wieder einen Schritt auf dem Weg zum Kreuz. Hier steht vor ihm sein treuester, ein von nun an ganz ihm hingeebener Mann. Und eben dieser wird ihn später verleugnen und im Stich lassen. Als er diese Männer später in entscheidender Stunde noch einmal rief, da schlofen sie und verließen ihn alle und flohen.

„Du bist Simon.“ Jesus wußte, wen er vor sich hatte. Und doch rief er ihn in seine Gnade und seinen Dienst. Ist das nicht auch heute ein Trost für seine Jünger? Immer mehr wird es auch uns offenbar, was in uns lebt an Sünde und Verderbtheit. Wir machen traurige Erfahrungen mit uns selbst, wenn uns die Augen aufgehen über den tiefen Schaden unserer Seele. Ach, wie mancher, der vielleicht nicht in groben Lasternzuschanden wurde, hat über der immer noch anklebenden Sünde, über der tiefen Neigung seines Herzens zur Selbstsucht und zum Ich-Leben in jeder Gestalt fast den Mut verlieren mögen. Und es wird nicht besser mit den Jahren. Es wird nicht besser! „Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch.“ Und wenn es uns dann immer deutlicher wird, daß auch unser ganzer Dienst für ihn überall befleckt ist, daß das, was wir so gern ihm zuliebe getan hätten, von uns doch uns

zuliebe, uns zur Ehre getan worden ist, wenn es sich nun zeigt, daß wir so wenig vergolten haben, was uns gegeben worden ist, da hat mancher über sich selbst geseufzt: „O undankbares, kaltes Herz, das sich von Jesus trennt, statt daß es liebend himmelwärts in Flammen schlägt und brennt!“ Aus mir wird doch nie etwas!

Gut, daß wir es einsehen! Gut aber auch, daß wir wissen: Er weiß es alles! Er hat es schon gewußt, ehe er uns rief. „Du bist Simon“, das war sein erstes Wort. Dann erst kam die Berufung. Er kannte uns und hat uns dennoch, dennoch zu sich gezogen aus lauter Güte. Das ist unser Trost:

„Hast du dir mich auserwählet
und zu deinem Volk gezählet —
deines Rats Beständigkeit
kann all meine Nichtigkeit
überwiegen und verschlingen.
Daß ich dir nichts konnte bringen,
war dir ja bekannt genug,
auch vor deinem ersten Zug.“

Ja, wir möchten wohl einmal den Mut verlieren. Jesus verliert den Mut nicht über uns. Er wußte, daß Simon ihm Arbeit machen würde mit seinen Sünden und Mühe mit seinen Missetaten. Aber er läßt das Werk seiner Hände nicht fahren. Er wird uns noch oft mit dem Simon-Namen rufen müssen, mahnend, strafend. Aber das löscht nicht den neuen Namen aus, den er uns gegeben hat. Und wenn er es dann mit uns wagen will, so wollen wir es uns von ihm gern gefallen lassen und auch über allen Niederlagen unseres Lebens nicht mißmutig werden, auch mit uns selbst Geduld haben und ihm folgen. Durch alle Demütigungen, durch alle Tiefen der Sündenerkenntnis hindurch klingt sein Ruf: „Du!“ Er hat mich an sich gebunden, und ich bleibe bei ihm und sage auch: „Du, Jesus, mein Heiland!“

Liebe Brüder, wir tun unrecht, wenn wir über all den traurigen Erfahrungen unserer Sünde und der Erkenntnis, daß es immer noch so jämmerlich mit uns steht, uns das Zeugnis und das Loblied auf unseren Lippen ersticken lassen. Es ist wahr: „An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd‘“, aber „was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert.“ Über all dem immer erneuten Durchkosten dessen, daß wir von Natur „Simon“ sind, wollen wir doch nicht verschweigen, sondern fröhlich bezeugen: „Ja, Simon, aber von Jesus gerufen, Jesu Eigentum.“ „Es ist etwas, des Heilands sein, ich dein, o Jesu, und du mein‘ von Herzen sagen können!“

Des Heilands sein, das heißt dann auch: in seinem Dienst. Dazu will er uns gestalten. „Du bist Simon, Jonas Sohn, du sollst Kephas heißen“ — das ist: ein Fels. Damit stellt Jesus dem Petrus alsbald die Aufgabe vor Augen, die seiner in der Gemeinde wartet. Gott hat seinen Plan mit jedem Mann. Simon ist nur Simon. In diesem Stoff liegt nichts Besonderes, das zu großen Erwartungen berechtigte. Aber ist er auch nur Simon, seine geringe Herkunft ist kein Hindernis, daß Jesus nicht aus ihm einen Helden Gottes machen könnte.

Und Jesus will aus einem jeden etwas machen, der zu ihm kommt. Wir sollen nicht bleiben, wie wir sind. Mit dem Augenblick, in dem Jesus in unser Leben hineintritt und wir sein eigen werden, fängt in unserem Leben der Kampf an, der Kampf zwischen den beiden Worten „du bist“ und „du sollst heißen“, der Kampf mit meinem alten Simon-Wesen.

„Du sollst Kephas heißen.“ Da steht, von Jesus mir zugerufen, ein Ziel vor mir, eine unabweisbare Forderung, eine unstillbare Unruhe. Da fängt der Kampf an. Ist das nicht zu schwer? Wird das nicht unerträglich: ein Leben des Kampfes gegen mich selbst? Mancher ist hier ausgewichen und zurückgeschreckt. Es ist ja viel leichter, sich treiben zu lassen, zu bleiben, wie man ist, sich einzufügen in die allgemeine Art. Aber Jesus sagt: „Du sollst Kephas heißen.“ Sein Ruf läßt uns nie mehr in Ruhe.

Und nun ist das für uns so trostvoll: Jesus gibt uns den neuen Namen! Er will uns zu dem machen, was wir werden sollen. Und „der in uns angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi“. In der Offenbarung des Johannes wird von den Überwindern gesagt, daß sie einen weißen Stein erhalten und auf dem Stein einen neuen Namen, „den niemand kennt, denn der ihn empfängt“. Den neuen Namen empfangen wir nicht von den andern, nicht von unseren Brüdern. Sie wissen nicht einmal von meinem Geheimnis mit dem Herrn. Wir empfangen den Namen vom Herrn selbst. Jeder wird von ihm gestaltet nach seinem besonderen Willen, aber eben von ihm. Darum gilt es, auf ihn zu hören und nur auf ihn zu schauen.

Und die Gestalt, die er uns und unserem Wesen geben will, wird bestimmt von dem Dienst, den er für uns hat. Das erste Wort an Petrus ist ein Ruf in seinen Dienst. Bisher hat er für sich gelebt, jetzt soll er andere tragen wie ein Fels. Das hätte er sich selbst wohl nie zugetraut. Er soll Stütze sein, der selbst der Stütze so sehr bedarf? Aber Jesus hat es gesagt und ruft es ihm zu. Und so unglaublich es ihm klingen mochte, auf Jesu Wort hin hat Petrus es gewagt und ist beim Heiland geblieben. Er wurde von Jesus gestaltet.

Petrus sagte nichts. Von ihm, der sonst immer mit der Zunge so schnell bei der Hand war, wird kein Wort berichtet. Die Erfahrung, die ihm hier geschenkt wurde, in der Stunde, da ein Leben unterging und ein neues emporstieg, war unaussprechlich. Ein Tag ist für immer versunken, ein neuer Tag stieg empor, voll ewigen Lichts. Schweigsam steht Petrus vor Jesus. Schweigsam wie er hat mancher nach ihm diese Stunde der Gnade durchlebt. Aber im Herzen klang es froh und still: Du bist Simon. Ja! Du sollst Petrus heißen. Ja! Und du, Jesus, bist mein Heiland! Daraufhin bin ich getrost, im Blick auf die Simons-Art und das Petrus-Ziel und meinen Petrus-Weg: „Ich bin dein, und du bist mein, niemand soll uns scheiden.“

Am Morgen des neuen Lebens

Luk. 5, 1—11. Es begab sich aber, da sich das Volk zu ihm drängte, zu hören das Wort Gottes, daß er stand am See Genesareth und sah zwei Schiffe am See stehen; die Fischer aber waren ausgetreten und wuschen ihre Netze. Da trat er in der Schiffe eines, welches Simons war, und bat ihn, daß er's ein wenig vom Lande führe. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiff. Und als er hatte aufgehört zu reden, sprach er zu Simon: Fahre auf die Höhe und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug tut! Und Simon antwortete und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Und da sie das taten, beschloßen sie eine große Menge Fischer, und ihr Netz zerriß. Und sie winkten ihren Gefellen, die im andern Schiff waren, daß sie kämen und hülfen ihnen ziehen. Und sie kamen und füllten beide Schiffe voll, also daß sie sanken. Da das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu den Knien und sprach: Herr, gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch. Denn es war ihn ein Schrecken angekommen, ihn und alle, die mit ihm waren, über diesen Fischzug, den sie miteinander getan hatten; desgleichen auch Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, Simons Gefellen. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht! Denn von nun an wirst du Menschen fangen. Und sie führten die Schiffe zu Lande und verließen alles und folgten ihm nach.

Auf dein Wort

„Es begab sich aber“ (Luk. 5, 1). So schlicht und unscheinbar fängt die Erzählung von der anderen Geschichte an, in der wir sehen, wie „das Wort“ in das Leben des Petrus eintrat, dem er forthin gehorsam war. Auf leisen Sohlen geht Jesus durchs Land. An sehr unwahrscheinlichen Stellen knüpft er bei den Menschen an, da, wo niemand es erwarten würde, daß jetzt eine Entscheidung im Reich des Geistes fallen könnte. Das ist Gottes Art. Ob wir nicht an ihn denken, er denkt an uns und kümmert sich um uns. Hinter dem Schleier sind in der unsichtbaren Welt Hände geschäftig, die nach uns greifen. Wann wird es sich begeben, daß Jesus

in dein Leben tritt? Man möchte fast denken: „Dafür ist heute schlechte Zeit.“ Unser Volk ist so unruhig und bewegt durch die Politik und die Fragen der Wirtschaft, durch die Ereignisse, die sich drängen und überstürzen.

Gottes Zeit ist immer. Zu dem einen tritt er an einem hellen Tag voll strahlender Freude, wie bei der Hochzeit zu Kana; die anderen, die in ihrer Traurigkeit zusammengesunken durch den Schleier ihrer Tränen das Licht nicht sehen, das ihnen naht, greift er mit freundlicher Hand: „Weib, was weinst du?“, wie es der Maria Magdalena am Grabe geschah. Und wie viele in unserem Volk sind auch im mühsamen, notvollen Kampf ums Dasein über den mancherlei Niederlagen ihres Lebens tief verzagt und bitter enttäuscht, ja in ihrer Kraft fast zermürbt. Leute, wie Petrus einer war an jenem Morgen, als Jesus zu ihm trat. Sie haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen.

Diese Begegnung kam nicht von ungefähr. Vielleicht war Petrus gerade damals besonders darauf innerlich vorbereitet. An einem Morgen, an dem er tief niedergeschlagen heimgekehrt war, ging ihm die Sonne für immer auf. Es waren keine singenden Leute, zu denen Jesus trat, sondern seufzende. Aber Jesus hat ja sein Auge besonders auf die Trauernden und Gedrückten gerichtet. Vielleicht, daß einer von uns auch gerade an einem Tiefpunkt angekommen ist. Es erscheint ihm alles so arm und leer in dieser Welt. Es ist ein verzweifelter Kampf, in dem man doch trotz aller Treue unterliegen muß vor der Übermacht der Verhältnisse. Die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, das ist die Melodie, nach der sein Denken geht.

Enttäuschungen im äußeren Leben bereiten oft den Boden vor für Jesus und machen uns erst für den Heiland empfänglich. Gerade wenn unser Tag grau in grau vor uns liegt, will Jesus zu uns kommen und unser Leben in eine ganz andere Tiefe als bisher, auf eine ganz neue Höhe führen. In äußerlich erfolgreichen Tagen wächst unser Selbstvertrauen.

Dann haben wir unser Genüge an den Dingen dieser Welt. Dann schießt das Fleischeswesen ins Kraut, der natürliche Mensch, der keiner Gotteshilfe bedarf. Durch die Enttäuschungen unseres Lebens wird dem Geist Gottes Raum gemacht, daß er in uns wirken kann. Sie dienen am meisten dem Aufbau unseres inneren Menschen, für den die schweren Tage ohne Zweifel die wertvollsten sind. Vielleicht bist du darum so ganz „am Ende“, so völlig ratlos, damit du hungrig wirst nach Gottes Gabe und dein Herz sich öffnet für Jesus und seinen Anfang.

Das möchte man auch denen zurufen, die durch die Niederlagen in ihrem Christenwandel enttäuscht sind und nicht mehr weiter wissen in ihrem Werk im Reich des Herrn. Wie manches Gotteskind ist so zusammengesunken, an der eigenen Kraft zuschanden geworden: „Ich kann nicht mehr voran. Nichts von Fortschritt und Frucht in meinem Leben, alles nur Bruch, alles nur Zukurzkommen und Versagen bei mir. Es stimmt etwas nicht.“ Manche sind gleichsam, wenn ich das Gleichnis gebrauchen darf, in einen stillen, heimlichen Winkel gegangen und wollen dort ihre Netze waschen, wie jene Fischer. Sie wollen sehen, wo die Löcher in den Netzen sind, die alle ihre Mühe zunichte machen, wollen suchen, wo sich Schmutz und Unrat in ihrem Werk festgesetzt hat und mit Gottes Hilfe alles bereinigen. Da sinken sie trostlos zusammen: „Herr, wenn du mir nicht eine neue Betauung schenkst durch deinen Geist, eine neue Begnadigung von oben, — ich kann nicht mehr!“ Lieber Bruder, Jesus steigt gern zu enttäuschten Leuten in den Kahn. Er will mit uns einen neuen Anfang machen. Darum nimm dir Zeit für Jesus!

So ganz natürlich knüpft der Herr bei Petrus an mit einer Bitte, daß er ihm für eine Zeit sein Schiff zur Verfügung stelle, so wie er bei der Samariterin am Jakobsbrunnen mit der Bitte um einen Trunk Wasser begann. Wie demütig und bescheiden ist der göttliche Meister, nicht nur vor seinem Gott, auch den Menschen gegenüber. Er bittet um einen Dienst

und hat im Sinne seine große, große Gabe, die er dem Petrus zugedacht hat. So vermeidet er mit zarter Liebe alles Drängen und jede Vergewaltigung.

Wenn wir das von ihm lernen wollten! Sooft wir die Hand nach einem ausstrecken, um ihn zum Herrn zu führen, gilt es, alles zu vermeiden, was von oben herab flingt, als wollten wir über andere herrschen oder auch nur, als könnten wir sie begaben und beschenken und ihnen den Weg weisen. Damit stoßen wir die Leute ab. Sollten wir nicht auch manche, die wir gern beim Seiland sähen, in derselben zarten Weise wie Jesus hier um einen Dienst für den Herrn bitten? Laßt sie doch mitarbeiten! Gebt ihnen irgendeine Aufgabe für Jesus, und sei sie auch noch so klein! Über der Arbeit für den Herrn, ob sie auch an dem unscheinbarsten Posten geleistet wurde, ist schon mancher seines Seilandes Eigentum geworden.

Durch solche geringe Bitte prüft Jesus die Folgsamkeit des Jüngers, ob er ihn weiterhin segnen kann, weil sein Herz zum Gehorsam bereit ist. „Eigentlich“ hatte Simon jetzt gar keine Zeit. Er war müde und bereitete die Arbeit der nächsten Nacht vor; er wollte heim und schlafen. Wie arm und gedrückt wäre sein Leben geblieben, wenn er dem Seiland nicht diese Stunde geweiht hätte! Er wäre in seinem alltäglichen Lebenslauf weiter dahingegangen; aber Jesu Gabe hätte er verscherzt und versäumt. Wie mancher unter uns hat eigentlich, wie er sagt, durchaus keine Zeit zu irgendeinem Dienst für Jesus, nicht einmal Zeit für sein Wort und für das Gebet. Wie arm wird sein Leben bleiben, wie leer und klein! Nimm dir Zeit für Jesus! Achte auf sein Wort!

* * *

„Sahret auf die Höhe, und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug tut!“ So tritt das Wort der Verheißung nach Jesu Predigt in ganz bestimmter und anpackender Weise an Petrus heran. Petrus spricht zunächst von seinen Enttäu-

sungen. „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen.“ Als Jesu Wort in sein Herz hineinflie, meldeten sich zuerst die alten Wunden, die trüben Erinnerungen, mit denen auch wir soviel Last haben: nichts gefangen! Wieviel Gänge haben wir gemacht, wie oft immer wieder einen neuen Anlauf genommen! Es hat nichts geholfen, nichts. Kennen wir nicht diese Stimmen, die sich jeder Verheißung des Herrn von vornherein mit gespreizten Händen entgegenwerfen? Unsere Erfahrungen, unsere Erlebnisse, die sich nicht ableugnen lassen, die haben uns klug gemacht, nicht allzu leicht wieder zu glauben und zu hoffen.

„Aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ Wunderbares „Aber“, mit dem der Mensch, allen widersprechenden Umständen zum Trotz, Klugheit und Erfahrung beiseite lassend, im Glauben heraustritt aus seiner bisherigen Art, zu rechnen und zu handeln, und sein Leben auf Jesus stellt und auf sein Wort. „Auf dein Wort!“ Petrus schickte sich an, einen Weg zu gehen, der aller Erfahrung spottete und aller Siskerkunst widersprach. Auf das alles gründet er sich jetzt nicht mehr, sondern auf Jesu Wort. Es wird für ihn später von Wichtigkeit werden, daß mit solchem Schritt sein Glaubensleben begann, wenn er in seinem Aposteldienst noch oft Wege wird gehen müssen, die aller menschlichen Weisheit entgegen sind.

„Auf dein Wort!“ Da fing des Petrus Herz den Funken göttlicher Gnade auf, und er sprach: „Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ Vorher sagte er „wir“. Er war in der Gemeinschaft der andern auf den Wegen seiner Enttäuschungen und Niederlagen. Jetzt heißt es „ich“. Er kann nicht auf die andern sehen und erst ihren Rat einholen. Ich will! Man muß auch glauben wollen!

Das möchte man besonders denen zurufen, die noch vor dem goldenen Tor der Gnade stehen. Mancher hat auch Tage und Nächte „gearbeitet“ — daß ich dies Wort gebrauche —, um Frieden zu finden, und hat ihn nicht gefunden.

Er hat es schaffen wollen mit seinem Bemühen und Ringen. Gottes Friede aber ist Gabe, und er kommt zu uns durch das Wort der Verheißung, das uns zu ihm ruft. Aber dann gilt es, aufzustehen und nicht mehr traurig von ferne zu bleiben. Nein, „Herr, ich hab’s gewagt! Auf dein Wort will ich dir glauben. Ob auch die andern, ob auch viele Stimmen in mir darüber lachen und spotten und mich nicht begreifen können, auf dein Wort will ich vom Lande abstoßen und alles andere hinter mir lassen und will auf nichts anderes hin als auf dein Wort dir glauben, daß du auch mein Heiland bist.“

Gib mir Augen, um zu sehen!

Königlich hat Jesus dem Petrus für seinen Dienst gedankt. Unser Heiland lohnt nicht kärglich, was man ihm zuliebe tut, und will noch an jenem Tage an einen Becher kalten Wassers denken, der in seinem Namen gegeben wurde. Die Schiffe sanken von der Last der Fische. Das war Jesu Gabe. Mit ihr hat er den Petrus tief erschreckt. „Da das Simon Petrus sah“ (Luk. 5, 8). Wie leicht hätte sich Petrus jetzt bei dem Fang zu schaffen machen können. Zwei Schiffe voll! Da gab es allerlei zu tun. Seine Knechte beglückwünschten ihn schon: „Meister, ein feines Geschäft!“ Petrus aber sah — fiel — sprach. Er sah! Wir müssen offene Augen haben für Gottes Durchhilfe und wache Ohren, um das zu hören, was er uns damit sagen will. Manche danken dem Herrn auch für seine Wohltaten; aber sie finden es eigentlich ganz in der Ordnung und natürlich, daß er ihnen hilft. Sie sind nicht im innersten Grunde überrascht. Eigentlich haben sie das doch verdient, daß Gott sich ihnen zu Dienst stellt und sie beschenkt.

„Da das Simon sah, fiel er Jesus zu den Knien.“ Was wäre geworden, wenn Petrus jetzt dem Herrn Jesus mit vielen hohen Worten gedankt hätte! Dann wäre Jesus traurig weitergegangen: „Meinem innersten Zug will Petrus nicht nachgeben. Meinem tiefsten Griff weicht Petrus aus.“ Das wäre gewesen wie ein Blitzableiter. Durch viele Dankesworte hätte er den Strahl abgelenkt, der ihn treffen sollte, neben hinein in den Boden, so wie es manche Zuhörer bei der Predigt machen. Hernach rühmen sie Predigt und Prediger und rufen noch ihre Gesellen dazu, um alles recht eingehend zu beloben, und dadurch lenken sie den Blitz ab, der sie treffen sollte. Wahrlich, es ist große Gefahr, daß, trotzdem Jesus auf so vielen Wegen unter uns umhergeht und mit vielen Zungen zu uns spricht, ihm doch die meisten nie begegnen. Sie weichen ihm aus

mit frommen Worten. Viele verstecken sich hinter Gottes Wohltaten, hinter Gottes Wort. Sie sind mit Gott ganz zufrieden. „Er hat mir immer durchgeholfen. Er wird mich auch im Tode nicht verlassen.“ Ob sie mit Gott im Frieden sind, die Frage bewegt sie nicht, noch weniger die andere, ob Gott mit ihnen zufrieden ist. War der Fischzug des Petrus ein Zeichen, daß Jesus mit ihm zufrieden war? Wir dürfen uns nicht hinter die Freundlichkeiten des Herrn verschanzen, um uns ihm und seinem Anspruch zu entziehen, sondern gerade Gottes Güte soll uns zur Buße leiten.

So war es bei Petrus. Vorher fuhr Petrus in seinem Schiff ohne Beugung, ein selbstzufriedener und selbstbewußter Mann. Jetzt, wo Jesus bei ihm im Schiff war, konnte er doch eigentlich erst recht stolz sein. Der berühmte Meister, dem soeben die großen Scharen gelauscht hatten, war sein Freund und bei ihm an Bord! Aber gerade im Gegenteil, in diesem Augenblick kam über den Petrus ein Schrecken. Es ist gefährlich, sich mit Jesus einzulassen.

Wer es wagt, dem Herrn sein Leben zu ergeben und es mit ihm zu halten, dessen Weg wird ein Todesweg. Da geht es in die Zerbrechung seiner eigenen Güte und der eigenen Kraft hinein. Mancher hätte gesagt: „Wunderbar, Petrus, das ist doch ein feiner Herr, ein herrlicher Meister, bei dem hat man es gut.“ So reden die, die Jesu Wohltaten oberflächlich betrachten. Petrus findet es gerade schwer bei Jesus. Da muß er sich beugen. Wäre ihm Jesus nie begegnet, hätte er ihm diesen Sang nie geschenkt, so hätte er sich auch nie so tief beugen müssen.

Petrus fiel Jesus zu den Knien. Wunderbar, wie Jesus in diesem Augenblick auf den Petrus wirkt! Er sagt mit keinem Wort, wie wir es so gern begütigend aussprechen, wenn jemand sich vor unseren Ohren demütigt: „Es ist nicht so schlimm; rege dich nur nicht auf!“ Er steht auch nicht vor Petrus wie ein Staatsanwalt, der nun anfangen müßte, allerlei Einzelheiten aus dem widerstrebenden Jünger heraus-

zuholen, Bestenmisse und Geständnisse. Ach, wie mühsam ist es wohl einmal bei einer Aussprache, wenn sich jemand eine Last vom Herzen reden möchte, und man merkt, daß er immer um die tiefste Not herumgeht und seinen innersten Schaben noch gar nicht erkannt, und man muß nun Stück aus ihm herausziehen! Wie selten kommt es da zu einer wirklichen Zengung! Särten wir doch etwas von der überführenden Macht des Geistes Gottes, die aus Jesus sprach! Er bracht gar nichts zu sagen oder dem Petrus allerlei Gespöchten aus seinem Leben vorzubringen. Wenn jemand wirklich Jesu Zuge auf sich gerichtet steht, dann geht es in die Tiefe, und das Gebäude seines Lebens wird bis in die Grundfesten erschütteret. Wahrlich, Anfuhr und Sturm bleibt dem nicht erspart, der sich vor Jesus stellt und diesem Meister den Weg freigt, daß er mit dem Schwert seines Wortes und mit dem Licht seines Geistes das Herz durchdringt und der Not des Lebens auf den Grund geht.

Die ändern werden sich über Petrus geäußert haben. "Er ist doch ein aufgeregter Mensch. Er nimmt alles so ernst. Ihm geht alles so tief. Ein wunderlicher Mann!" Die Menschen, in denen Gottes Pfelle stehen, sind wunderliche Leute, anders als die ändern, ganz anders als sie selbst früher waren. Vorher kannte Petrus das auch nicht, daß ihn die Heiligste Gottes so aufwühlte und durchwühlte in Kömte. Aber die Predigt, der er vorher in seinem Schiff gelaußt hatte, und die Erinnerung an die stille Stunde in der Serberge am Jordan und nun der Stözung, das alles warf ihn um. Er fiel Jesus zu den Knien.

Auf die Knie fallen, das paßt freilich in manches sogenannte christliche Leben nicht hinein. Vielleicht dient das einem dazu, daß er sich über sich selber klar wird, wenn ich ihn frage: "Bist du schon einmal vor dem heiligen Gott in die Knie gesunken und hast von den Knien aus mit ihm gesprochen?" "Da das Simon Petrus sah." "Er hat nicht gerührt gesagt: 'Nein, Herr, das ist zuviel, das kommt mir nicht zu. Es war

doch nur eine kleine Gefälligkeit vorhin." Auf die Fische sah er schon lange nicht mehr, sondern auf Jesus und auf sich selbst. Vor ihm stand der Heilige Gottes. Dadurch wurde sein Blick auf seine eigene Sünde gewandt und in sein Herz hinein.

Es ist heute beinahe gebräuchlich geworden, daß die Menschen im Leben ihrer Nachbarn und Nächsten herumstöbern und fast eine Freude daran haben, dort etwas Ungerechtes und Häßliches aufzudecken. Dadurch meint man, unserem Volk zu größerer Sauberkeit und Gerechtigkeit verhelfen zu können. Einen wie ganz anderen Weg geht Jesus mit den Menschen! Er zwingt uns, unseren Blick auf uns selbst zu richten und dort aufzudecken, was verborgen ist. Das demütigt tief. Der Gott der heiligen Liebe erweist sich einem Menschen zuerst darin, daß er ihn zerschlägt. Da kommt meine Sünde zutage. Gott fängt an, mit uns zu reden. Ein unerbittliches Auge rechnet unser Leben nach. Da kommt ein anderer Ertrag heraus, als wir dachten. In der Stille der Nacht, „wenn der Schlaf auf die Leute fällt, öffnet er das Ohr der Leute und schreckt sie und züchtigt sie“. Da werden Bücher aufgetan, in denen mein Lebenslauf geschrieben steht, Bücher, die man am besten im Finstern liest; denn man braucht dazu kein Licht dieser Welt, sondern das Licht des Geistes Gottes, das uns leuchtet. Da werden Hüllen hinweggezogen und Masken abgerissen. Da werden uns unsere Einwände aus der Hand geschlagen und fallen kraftlos zur Erde. Der Mensch ist immer nur das, was er im Dunkeln ist, wo er sich vor niemand schämt und vor niemand ziert, sondern vor Gott steht in seiner Nacktheit und wahren Gestalt. Da will das Herz wohl sich entschuldigen und mit Gott handeln. Und erst zögernd gibt es nach: „Es war doch nicht alles, wie es sein sollte. Es war vieles nicht, wie es sein sollte. Es war nichts, wie es sein sollte.“ Endlich kommt das Wort heraus, das eine Wort „Sünde“. „Ich bin ein sündiger Mensch!“

So entfuhr es dem Munde des Petrus; denn „es war ihn ein Schrecken angekommen über diesem Fischzug“. Das

Wort ist etwas anderes als die Redensart: „Wir sind ja alle Sünder.“ Petrus spricht in der Einzahl. Auch die andern, die mit ihm waren, überkam der Schrecken. Aber Petrus sieht nicht auf sie, sondern spricht von sich und seinem Schrecken. Er hat es nur mit seiner eigenen Sünde zu tun, nicht nur mit seinen Sünden, mit all dem, was er getan hatte, sondern mit seiner Sünde, daß er so ist, wie er ist. Seine Art, sein Wesen, das ist hoffnungslos, das ist zum Erschrecken!

In diesem Erschrecken liegt die tiefe Überzeugtheit von seiner Schuld, die über ihn gekommen ist. Ein nachgesprochenes Sündenbekenntnis jagt keinem einen Schrecken ein; aber wenn Gottes Hand nach eines Menschen Gewissen faßt, dann kommt das Erschrecken, daß ich vor Gott aufrichtig trauern lerne über meine tiefste Not, daß ich so bin, wie ich bin. Man redet heute viel von unserer Art, von der heldischen Art des nordischen Menschen, und es klingt fast so, als ob der Stoff und die Naturanlage unseres Volkstums eher vor Gott bestehen könnte, als es bei andern Völkern der Fall sei. Vor Gott kann keine Natur und kein Volkstum bestehen. Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch, ob es arischer oder semitischer Rasse ist. Vor Gott ist kein Fleisch gerecht. Und wenn man dabei auf Luther verweist und seine herrliche Kämpfergestalt, so hat dieser Mann ja gerade nichts von seiner natürlichen Art gehalten, sondern alle seine Kraft gezogen aus der tiefen Beugung vor Gott und aus der Gnade. Er ist ein gewaltiger Zeuge für die Wahrheit, daß die Gnade nur erfaßt werden kann von einem erschrockenen Gewissen. Luther konnte so fest und stark vor Gott stehen, weil er in einer Weise wie wenige es durchkämpft hatte, was es für einen Menschen bedeutet, wenn ihm nur ein einziges Wort übrigbleibt: „Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch!“

„Da Simon Petrus das sah“ — „Gib mir Augen, um zu sehen deines Reiches Gnadenschein, gib mir Kräfte, um zu gehen bis ins Heiligtum hinein!“

Du mußt deinen Horizont finden

„Du bist so gut, und ich bin so schlecht; wir können nicht beieinander bleiben. Herr, gehe von mir hinaus! Du wirst durch meine Gegenwart besleckt; mir geht in deiner Nähe der Atem aus. Ich sündiger Mensch muß vergehen im Lichte deiner Heiligkeit.“ Das war das Bekenntnis des Petrus (Luk. 5, 8). Jesus ging nicht von Petrus weg. Von solchen Leuten geht er nicht weg. Bei solchen kehrt er ein in seiner Gnade.

Jesus hörte in diesem Wort: „Gehe von mir hinaus!“ die eine, eine herzandringende Bitte: „O Herr, nimm mich an!“ Petrus war nicht von Jesus geflohen; er stand nicht von ferne und schaute entsetzt zu Jesus hinüber, nein, er war Jesus zu den Knien gefallen. Wie wunderbar war diese Handlung zugleich mit diesem Wort! „Gehe von mir hinaus!“, so sagt der Mund, und das Herz treibt ihn zu Jesu Füßen. „Gehe von mir hinaus!“, so ruft das Gewissen, und doch liegt in all diesem Tun das Zufluchtnehmen zu Jesus, und in diesem Schrei nur das eine Verlangen: „O daß ich dich halten dürfte, halten mit Händen, die nie wieder loslassen wollten! Daß du doch mein Heiland wärst!“ Es ist die Geschichte vom „verlorenen Sohn“, der sich aufmacht zu seinem Vater; denn nur bei seinem Vater kann er zur Ruhe kommen. Und er muß doch, vom Gewissen getrieben, sagen: „Ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße.“ „Ich bin es nicht wert!“, so schrie alles in Petrus. „Ich bin es nicht wert! O wenn er mich dennoch, dennoch annähme!“ Wunderbares Ineinander, wenn einer sich ganz verurteilt und dann doch ganz auf Jesus wirft! So hat ihn Jesus angenommen.

Dies Erleben stellt deutlich die Grundlage alles Verfehrens zwischen Jesus und Petrus ans Licht. Es ist

die Gnade, die den Sünder zu sich zieht und emporhebt von den Knien. Petrus hatte nichts zu verlangen. Jesus war nicht sein Freund, sein Kamerad, sondern sein Heiland. Jesu Liebe war für ihn völlig unverdient. Sie war Gnade. „Liebe“ ist der Ausdruck für ein gegenseitiges Verhältnis. Auch wir können und wollen und sollen Gott liebhaben. Gnade fließt immer von oben nach unten. Wir können Gott nichts dafür wiedergeben. Wir können seine Gnade mit nichts auf uns herabziehen. Es ist Gnade, wenn er sich unser annimmt und mit uns Gemeinschaft haben will. Der Reine neigt sich zu dem Unreinen, der Heilige zu dem Sünder. Und diese Gnade ist die Grundlage all unseres Verkehrs mit Gott. Keiner hat ihm gegenüber irgend etwas zu fordern; denn auch die Allerheiligsten haben, solange sie in diesem Leben sind, nur einen geringen Anfang des neuen Gehorsams und ermangeln des Ruhmes, den sie vor Gott haben sollten. Das ist die tiefe Demütigung für alle, die ihrem Herrn angehören, daß es so bleibt: Bis in unseren letzten Atemzug hinein wird uns unsere sündige Art zu schaffen machen und vor Gott verklagen. Jesu Vergeben ist unsere einzige Hoffnung. Es ist nicht so, als ob wir, wenn wir in der Gnade stehen, nicht mehr sündige Menschen wären. Da liegt die Umwandlung nicht, leider nicht! Je mehr wir im vollen Ernst vor Gott wandeln und ihm unser Herz zustrebt und sich ihm hingibt, desto tiefer erkennen wir unser Verderben und unser verkehrtes Wesen. Ein sündiger Mensch! Aber um so heißer werden wir auch nach seiner Gnade verlangen, desto sehnlicher sein Erbarmen in Anspruch nehmen und um so bewegter das Lob dieser Gnade singen lernen: „Jesus nimmt die Sünder an.“ Wir sind, seit er uns rief, noch sündige Menschen geblieben, aber Menschen, die in der Vergebung stehen. Gnade ist der Morgen- und Abendstern all unseres Erlebens mit Jesus. Als wir zu ihm kamen, strahlte uns sein Erbarmen entgegen als Willkomm. Und wenn wir von dieser Erde scheiden und zu ihm gehen, wird seine Gnade unser letztes Stündlein umleuchten.

Solche Erfahrung der Gnade kann uns, wie wir es bei Petrus später sehen, fähig machen, andere zu trösten mit dem Trost, mit dem wir getröstet wurden von Gott. Wer so auf den Knien gelegen hat und ausgerichtet wurde, kann auch andere von den Knien aufheben und zu seinem Heiland führen; denn in den Worten eines Getrösteten liegt eine Macht von Gottes Trost.

Petrus ist getröstet worden. Ohne Zweifel hat er noch nicht ganz verstanden, mit wem er es zu tun hatte und woher Jesu Vollmacht, zu trösten, stammte. Aber das hat er erfahren: „Des Menschen Sohn hat Macht auf Erden, die Sünden zu vergeben.“ „Fürchte dich nicht!“, so sprach Jesus zu ihm. Das war Musik für die Ohren des Petrus. Wunderbarer Trost! Nicht ein anderer trat zu ihm und redete ihm Mut zu: „Komm, steh wieder auf! Sasse Mut! Nimm es nicht zu schwer!“ Nein, Jesus, der Meister, selbst, der ihn in den Staub gebeugt hatte, tröstet ihn und richtet ihn wieder auf: „Fürchte dich nicht!“ Das war das Wort der Vergebung, das von Gott her in die bekümmerte Seele des Petrus fiel. Das muß man gehört haben, das Wort: „Fürchte dich nicht!“

„Denn von nun an wirst du Menschen fangen“, so fährt der Heiland fort. Vor einer Stunde noch hätte Petrus das Wort gar nicht verstanden. Jetzt versteht er es. Durch den Sischzug und durch die Beugung und Begnadigung hindurch versteht er nun das Wort des Herrn: „Menschen fangen“, Menschen diesem Heiland zuführen, Menschen die Botschaft bringen von seiner Vergebung und seiner Gnade.

Um manches Wort Gottes zu verstehen, muß man erst diese oder jene Erfahrung gemacht haben. Unsere Erfahrung ist die Sackel, die die uns gegebene Offenbarung Gottes beleuchtet. Nur wer durch Leiden ging, weiß von der Lindigkeit der Tröstung Gottes. Nur wer sich der Anfechtung nicht entzieht in der Nachfolge des Herrn, erfährt, daß es eitel Freude ist, wenn wir in mancherlei Anfechtung fallen. Nur wer ganz in die Tiefe taucht, findet dort die köst-

lichen Perlen, die andern verborgen bleiben. Nicht im Wintergarten oder im Treibhaus, nein, im Brand der Wüste lernt man es kennen, wie ein Palmbaum erquickten kann. Und nur wer durch die Zerbrechung ging, versteht das Wort von der Vergebung der Sünde. Das hat Petrus in dieser Stunde erfaßt auch ohne viele Erklärungen des Meisters.

Darum fällt auch das andere Wort des Meisters bei ihm auf fruchtbaren Boden: „Von nun an wirst du Menschen fangen.“ Die empfangene Gnade wird sofort umgesetzt in Dienst. Es fängt ein neues Leben an für diesen Mann. Es geht ihm ein neuer Horizont auf für sein Wirken. Bis dahin war sein Leben ausgefüllt mit dem Gedanken an Schiffe, Netze, Fische. Immer dasselbe von Jugend auf bis an diesen Tag. Jetzt zeigt ihm Jesus eine Welt, die er dem Heiland zu Füßen legen soll, der er die Botschaft der Gnade bringen darf. Das war sein neuer Horizont.

Ein jeder Mensch muß seinen Horizont in Christus finden. Es war ein westfälischer Pfarrer, der tat seinen Dienst wie andere Pfarrer. Gott zeigte ihm die Fallstrücker. Da wurde er Bodenschwinger! Er hatte seinen Horizont gefunden. Es war ein englischer Schuhlicker, ein Schuster wie viele. Gott legte ihm die Millionen der Heiden in Indien aufs Herz. Da wurde er William Carrey, der die Bibel in über dreißig Sprachen übersetzt hat. Und ob wir auch nicht solche großen Leistungen vollbringen sollen, Gott hat seinen Plan mit jedermann. Im Leben eines jeden, der seine Gnade erfährt, steht solch ein Grenzpfahl: „Von nun an.“ Jeder hat seinen Dienst. Da ist keiner ausgenommen, den Jesus angenommen hat. Für jeden hat der Meister seinen besonderen Weg, und es kommt darauf an, daß er seinen Horizont findet, seinen Dienst für Jesus.

„Menschen fangen“, so sagt der Heiland hier bildlich im Anschluß an das Erlebnis des großen Fischzuges. Das Netz auswerfen, auf die Höhe fahren, im Glauben auf sein Wort es wagen, das ist unsere Arbeit. Sein aber ist das Geben.

Nicht unsere Mühe, sondern allein sein Geben wird uns allen Erfolg in dieser Arbeit bringen, so wie Petrus es hier sah. Um den geringen Ertrag seines Lebens hat er bisher mühsam ringen müssen. Im neuen Dienst ist alles Jesu Gabe, und er gibt nicht kärglich. Wie mag Petrus am ersten Pfingsttag, als er abends sich zur Ruhe legte, zu seinem Meister aufgeschaut haben: „O Herr Jesus, 3000 auf einmal, Welch herrlicher Dienst, den du mir gabst an diesem Tag.“ „Von nun an Menschen fangen!“

„Sie führten die Schiffe zu Lande, verließen alles und folgten ihm nach.“ Im irdischen Beruf hat den Petrus die himmlische Berufung getroffen. Sollte er da zurückzucken und abwarten oder gar abfallen? Nein, er verließ alles. Jesus nimmt ihm alles, aber nicht ohne ihm zuvor das Herz mit ewiger Freude zu füllen. Da läßt Petrus das andere gern fahren. Ein Herz, das voll ist der Gnade des Herrn, wird nicht markten und feilschen, wieviel Jesus wohl von ihm verlangen kann. Wie arm ist doch dies Überlegen: „Was muß ich alles aufgeben? Was darf ich alles nicht mehr mitmachen, wenn ich Jesus folge?“ So kann nur der fragen, der noch nichts von der überströmenden Freude der Gnade weiß. Nicht du „mußt“ dies und das, nicht du „darfst“ dies und das nicht mehr, sondern ein Wort wird jetzt in deinem Leben groß geschrieben: „Jesus“, dein Heiland!

Da bricht's in einem Menschen auf: „Ich will alles, alles verlassen und für nichts halten. Wenn ich nur Jesus gewinne und in ihm erfunden werde und ihm dienen darf!“ Alles? Ist das nicht zu gewagt? Kommen wir da nicht doch in Verlegenheit? Nein, dies Aufgeben ist nicht schwer, wenn man einem Herrn folgt, dem selbst die Fische im Meer gehorsam sind. Er sorgt für uns. Er kommt für alles auf. Dann hat es keine Not. Und ob wir auch nicht wie Petrus äußerlich unseren Beruf aufgeben müssen, der Entschluß ist derselbe. Wir müssen bereit sein, alles zu verlassen, auch unseren Freundeskreis, ja sogar die Gemeinschaft der Sa-

milie, wenn das nötig ist; fahren lassen jeden Gewinn, den sein Auge nicht sehen darf, aufgeben jede Lust, die sein Licht scheut.

Dann werden wir freilich wieder auffallen. In den Augen der „glatten“ Christen, die sich überall so leicht hindurchfinden und -winden, sind wir wieder die „Wunderlichen“, wenn wir uns ganz dem Herrn ergeben. Aber das sind die Leute, die uns not tun: Menschen, die sieben Tage in der Woche dem Heiland gehören, nicht nur mit Auswahl, nicht mit Unterbrechung, sondern ganz und immer.

Ein tiefer Ton der Gnade liegt in diesem Wort: „Fürchte dich nicht!“ Ein fester Griff ergreift unser Herz mit dem andern Wort: „Von nun an.“ Das Wort will uns ganz. Jesus will nicht nur bewundert, nicht nur gepriesen werden, Jesus will herrschen. Gott krönt kein geteiltes Herz. „Sie verließen alles und folgten ihm nach.“ Das sei auch unsere Losung! Ein geteiltes Herz nimmt Jesus nicht an.

Jedermann sucht dich

Matth. I, 35—39. Und des Morgens vor Tage stand er auf und ging hinaus. Und Jesus ging in eine wüste Stätte und betete daselbst. Und Petrus mit denen, die bei ihm waren, eilten ihm nach. Und da sie ihn fanden, sprachen sie zu ihm: Jedermann sucht dich. Und er sprach zu ihnen: Laßt uns in die nächsten Städte gehen, daß ich daselbst auch predige; denn dazu bin ich gekommen. Und er predigte in ihren Schulen in ganz Galiläa und trieb die Teufel aus.

In des Meisters Dienst trat Petrus am Tage des großen Fischzugs. In des Meisters Schule hatte er jahrelang vieles zu lernen und vieles zu verlernen. Der beständige Umgang mit Jesus, die Beobachtung seines Handelns und dann dessen gelegentliche Äußerungen den Jüngern gegenüber halfen ihm, seinen Meister immer besser zu verstehen. Und an dem, wie der Herr seines Jüngers Irrwege und falsche Gedanken zurechtwies, können auch wir die entscheidenden Weisungen für unser Leben und unser Wirken entnehmen.

Eines Morgens vor Tage war Jesus heimlich hinausgegangen in eine wüste Stätte, um zu beten. Petrus mit denen, die bei ihm waren, eilten ihm nach. Und da sie ihn fanden, sprachen sie zu ihm: „Jedermann sucht dich.“ Ganz aufgeregt erscheint uns Petrus hier. Am Tage vorher hatte der Heiland ununterbrochen wohlgetan und vielen Kranken geholfen. Es hatte sich schließlich die ganze Stadt Kapernaum vor seiner Türe versammelt. Wunderbar dieser Eingang, den der Herr gefunden hatte! Welch herrlicher Erfolg, so dachte Petrus. Wieviel Vertrauen war erworben, wieviel Türen waren aufgetan!

Und nun war der Heiland nicht zu finden. Jesus ist nicht da, jetzt, wo es gilt, das Gewonnene festzuhalten, zu vertiefen und auszubauen. Wie kann er nur diese Gelegenheit versäumen, wie kann er nur die gute Stimmung im Volk verschzerzen?

Wie kann er nur alle diese Leute enttäuscht sich verlaufen lassen? Es klingt wie ein Vorwurf, dieses Wort des Petrus: „Jedermann sucht dich!“ Diese Tatsache ist für Petrus durchschlagend und wegweisend. Jetzt gilt es, auf dem betretenen Wege so weiterzugehen. Er erwartet, daß Jesus nun sofort mit ihm zurückkehren und ihm danken wird, daß der Jünger ihn auf diese wunderbare Gelegenheit aufmerksam gemacht hat.

Ganz anders der Heiland. Nach dem überreichen Werk des vergangenen Tages ist ihm das Herz so voll und schwer gewesen. Da hat er in der Frühe seines Vaters Angesicht gesucht. Jesus empfängt seine Leitung nicht vom Beifall der Menge, nicht von einer Bewegung in der Stadt, nicht vom Zulauf des Volkes, sondern von seinem Vater. Und dieser wies ihn andere Bahnen, als seine Jünger erwarteten.

Von unserem Herrn können wir lernen, daß wir uns nie vom sogenannten Erfolge leiten lassen. Wir dürfen uns nicht treiben lassen vom Strom der Beliebtheit bei den Leuten, uns nicht tragen lassen von den Wellen der Volkstümllichkeit. Nicht, was den meisten gefällt, was irgendeine Menge gebieterisch fordert als „das Gebot der Stunde“, nicht das, was große Versammlungen und „ein volles Haus“ verspricht, darf uns bestimmen, auch nicht die Anerkennung der Menschen und die Ehre vor den Maßgebenden dieser Welt. Das Steuer unserer Arbeit muß ganz klar in Gottes Hand liegen. Und darum gilt es gerade in Zeiten, wo es bewegt und unruhig zugeht und auch für die Arbeit des Reiches Gottes neue Forderungen erhoben werden, wie Jesus erst in die Stille zu gehen und von dorthier unsere Arbeit zu treiben, nicht nach dem Willen der Menschen. Im Getümmel der Schlacht und der Arbeit können sich leicht die Linien verwischen und die Reihen verschieben. Die Aufgaben verwirren sich uns. Wir halten Unwichtiges für wesentlich und übersehen das, worauf alles ankommt. In der Stille finden wir wieder die klaren Linien und klaren Fronten.

Wie wunderbarlich erscheint es uns zunächst, daß Jesus hier den Petrus so abweist! Wir müssen das mit ganzer Kraft auf uns wirken lassen. Sonst hat doch Jesus oft und gern vor Tausenden gesprochen und sich großen Scharen nicht entzogen. Es muß ein tiefer Blick in Gottes Geheimnis gewesen sein, der ihn hier so bestimmt den Rat seines Freundes zurückweisen läßt. Und aus seiner Antwort und seinem weiteren Tun hören wir leise und doch klar genug seine Stellung heraus.

Von den ersten Versuchungen des Satans her war ihm dieser Klang verdächtig: Jedermann sucht dich. Das war der eine Weg, den er abgewiesen hatte, der sich jetzt neu seinem Fuß anbot: das Herrschen über die Menge, die Ausübung der Macht und dadurch der Glanz des Volkshelden. Das konnte nicht seine Wahl sein. Vor seinem Auge stand das große Entweder-Oder: Gott oder der Teufel, der Weg des Glanzes oder der Weg des Kreuzes. Darum konnte er nicht alle Übel beseitigen und alle Kranken heilen. Je mehr Wunder er tat, desto größer war die Gefahr, daß den Menschen dadurch sein eigentliches Ziel verdeckt und verdunkelt wurde, daß sie ihm nur nachliefen und anhängen wegen der Taten seiner gütigen Hand, aber seine Botschaft nicht hören wollten. „Laßt uns in die nächsten Städte gehen, daß ich daselbst auch predige; denn dazu bin ich gekommen“, so antwortete Jesus dem völlig überraschten Jünger.

Predigen, den Heroldsruf ausstoßen, das war seine Aufgabe. Predigen von Gericht und Gnade, von Buße und Glauben, vom Seligwerden und Verlorengehen, vom Angenommen- und Verlassenwerden, das war das Zeugnis, durch das er Menschen retten wollte. Nicht die äußeren Leiden und Krankheiten, nein, das innerste Leid zu stillen war er gekommen, daß die Gebundenen losgebunden würden aus des Teufels Strick.

Darum wollte Jesus nicht den Jubel der Leute, sondern er suchte ihren Glauben, ihren Glauben an seine innerste

Botschaft. Sein Weg konnte nicht der leichte Weg des Erfolges sein. Es ging um den Kampf mit dem Reich der Finsternis und um den Sieg über den Satan. Darum konnte für sein Werk eine freudig bewegte Volksmenge keinerlei Bedeutung haben. Sein Weg war nicht ein hell auftrauschender Siegeszug, nein, in der Stille vor seinem Vater hatten sich ihm ganz klar die Bilder entschleiern. Und wenn auch aus der Ferne, so doch deutlich schaute ihn durch alles hindurch an sein Kreuz. Dieser gewaltige Ernst liegt über all seinem Reden und Wirken.

Da läßt er die Leute in Kapernaum umsonst auf ihn warten und geht hin, die frohe Botschaft zu verkündigen, Sünder zu retten, die Macht des Teufels zu brechen. Er scheut nicht davor zurück, die Leute, die auf ihn rechnen, vor den Kopf zu stoßen und sie zu enttäuschen. Er hält die Führung fest in seiner Hand. Jesus läßt sich nicht von den Menschen, auch nicht von seinen Jüngern, zu irgend etwas gebrauchen. Er legt an nichts anderes seine Hand als an dieses Werk, tief hineinzugreifen in die innerste Not der Menschen, daß sie von ihrer Sünde loskommen.

„Jedermann sucht dich!“, so ruft ihm Petrus zu, als er atemlos nach langem Suchen den Herrn gefunden hat, freudig bewegt, den Blick voll froher Hoffnung: Jetzt kommt das Reich Gottes! Wunderbare Gelegenheit! Eine ganze Stadt klopft an die Tür des Heilands. Das ganze Volk steht vor dem Haus, da Gottes Sohn weilt. Wie nüchtern urteilt Jesus über unsere sogenannten „guten Gelegenheiten“! Ihm macht es keinen Eindruck, daß jedermann ihn sucht. Mit „jedermann“ kann er nicht verhandeln. Er braucht und sucht den einzelnen. Er weiß, daß mit einer Volksbewegung nichts für das Reich Gottes erreicht ist, wenn sich nicht die einzelnen seinem Wort öffnen. In andere Städte will er gehen, dahin, wo noch keine solche Volksbewegung ist. Wo man noch nicht so viel von ihm erwartet, Wunder und Heilungen und Hilfe für das Volk, da wird das Ohr noch

offen sein für sein innerstes Wort. Wo in der allgemeinen Aufregung jedermann ihn sucht, ist ihm der Zugang zu den Herzen verstopft. Man hört gar nicht mehr auf das, was er eigentlich will. Man sieht in ihm einen Helfer für das Volk und seine Not. Aber man fragt nicht nach dem Heiland.

„Jedermann sucht mich?“, so hätte Jesus Petrus wohl fragen können. Wenn das doch wahr wäre! Aber sie suchen ja nicht mich, sondern meine Wunder, meine Hilfe; „sie suchen sich selbst!“ Da wendet sich Jesus ab, wo man ihn gebrauchen will für irgendeinen Zweck und ihn dienstbar machen möchte für die Pläne der Menschen. Und ständen die besten Meinungen dahinter und wollte man mit seiner Hilfe das Reich Gottes bauen, Jesus gibt sich nie her zum Werkzeug unserer Pläne. Er läßt sich nie vor einen Wagen spannen, den Menschen führen, und wäre es auch ein Reichgotteswagen. Er stellt sich auch nicht den treuesten und ehrlichsten Volksfreunden zur Verfügung, die ihn benutzen wollen zum Besten ihres Volkes. So geht es nicht. „Ihr sucht ja nicht mich, ihr sucht ja euch, euer Werk, eure Pläne, eure Bewegung, eure irdischen Ziele!“

Petrus kannte sich selbst und auch seine fleischliche Art und seine heimlichen Messias Hoffnungen, die ihn beherrschten, noch nicht. Noch weniger wußte er von dem Weg des Kreuzes, den der Meister beschritten hatte. Er hätte solche Äußerungen des Herrn vielleicht mit Entrüstung zurückgewiesen. Er wollte doch nichts anderes, als Jesu Sache in seinem Volk vorantreiben. Es ging ihm doch nur darum, sein jüdisches Volk zu Gottes Kirche und zu Gottes Dienst zurückzuführen. Jesus hätte ihm erwidert: „Petrus, erinnerst du dich noch, wie du bei mir warst in der Herberge am Jordan, wie du vor mir lagst im Schiff mit dem Bekenntnis deiner Schuld: ‚Herr, gehe von mir hinaus; ich bin ein sündiger Mensch!‘? Das heißt, mich suchen! Da sucht mich einer, wo er aus der Menge des Volkes heraus in die Einsamkeit flüchtet, um mir zu begegnen, wo er abseits vom großen Saufen zu meinen

Süßen nichts mehr sieht und hört, nicht den reichen Fischzug im Schiff und nicht den Jubel der Knechte, sondern nur noch mich, den Heiland, und — seine Sünde! Das heißt, mich suchen!“

Wenn das doch auch in unserem deutschen Volke die Frucht der Bewegtheit wäre, die durch unser Vaterland hindurchgeht, daß einzelne, überall einzelne sich lösten von dem großen Saufen und in der Einsamkeit nach Jesus, dem Heiland, fragten! Suchen heißt Sinden-Wollen! Jesus suchen heißt: diesen Heiland finden wollen als den Tilger meiner Schuld. Da steht vor mir nicht mein Volk und seine Sache, nicht die Menge, die vor Jesu Tür sich drängt. Da steht vor mir das Kreuz, der Heiland, der für mich starb, und meine Schuld, und ich frage nach Vergebung und Frieden.

Damit dies Fragen unter uns wieder durchbreche, wollen wir uns von unserem Meister sagen lassen, was unsere Aufgabe ist: „Er predigte in ihren Schulen in ganz Galiläa und trieb die Teufel aus.“ Ewiger Liebe voll sehen wir ihn wandern von einer Stadt zur andern, immer unterwegs, der nie ermüdende Heiland. Gottes Botschaft rief er aus und ward der Teufel mächtig. Und dann ging sein Werk weiter. Im nächsten Vers heißt es: „Es kam zu ihm ein Aussätziger.“ Da kam einer! Einer mit seiner Not! Da war Jesus zu haben. Dem hat er sich nicht entzogen.

Das soll auch unser Werk sein, unermüdlich, immer aufs neue Jesus bezeugen und sein Kreuz. Wir wollen das Heil nicht von großen Bewegungen in unserem Volk erwarten und unterdessen die Hände in den Schoß legen, sondern gerade in unserem bewegten Volk treuer und fleißiger als je zuvor von Mann zu Mann es weiter sagen, das Wort von Jesus, und es dabei nie aus dem Auge verlieren, daß wir dabei den Teufel gegen uns haben und auf seinen Widerstand gefaßt sein müssen. Wahrlich, das ist kein leichtes Werk! Da kann man mit Mitteln der Propaganda und menschlicher Geschäftigkeit nichts erreichen. Die Art, mit der wir zu kämpfen

haben, fährt nicht aus denn durch Beten und Fasten. Es geht um Himmel und Hölle. Darum wollen wir aus der Stille vor Gott heraus und nicht nach der Menschen Meinung und Willen unsere Arbeit treiben. Wenn wir jetzt in unserem Volk wieder viele nach der ewigen Wahrheit fragen hören, die ihnen früher aus dem Herzen gerissen wurde, wenn manche unserer Brüder und Schwestern, die zum Teil so wurzellos hin und her geworfen werden, an ewigen Ufern ihren Anker werfen möchten, so erwächst uns daraus eine große Verantwortung.

„Seine Liebe, seine Wunden,
die uns ein ew'ges Seil erfunden,
sein treues Herz, das für uns fleht,
wollen wir den Seelen preisen
und auf sein Kreuz so lange weisen,
bis es durch ihre Herzen geht.“

Den Unmündigen geoffenbart

Matth. II, 25—30. Zu der Zeit antwortete Jesus und sprach: Ich preise dich, Vater und Herr Simmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbart. Ja, Vater; denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir. Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und niemand kennet den Sohn denn nur der Vater; und niemand kennet den Vater denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren. Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demüthig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.

Wer ist Jesu Schüler? In diesem Abschnitt preist Jesus deshalb seinen Vater, weil er solches den Weisen und Klugen verborgen hat und hat es den Unmündigen offenbart. „Ja, Vater; denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir.“

Das Wort sagt nicht, daß Gott sein Heil allen Klugen versagt, als ob die Begabung, die Gott doch selbst den Menschen geschenkt hat, von ihm verurteilt oder geringgeschätzt würde und als ob Unwissenheit dem Menschen vor Gott Wert verleihe oder ihn Gott näherbringe. Nein, Gott steht nicht auf seiten der Dummheit und Trägheit gegen die Forscher und Kenner. Wir sehen mit Recht voll Bewunderung auf die Leistungen des menschlichen Geistes, der die unendlichen Weiten der Simmelswelt mit seinen Apparaten mißt, der die Geseze und Ordnungen der Natur erforscht und dadurch die Kräfte der Erde weithin beherrscht. Das alles geschieht ja ganz in Erfüllung des göttlichen Befehls: „Machet euch die Erde untertan!“

Jesus spricht hier nicht von der Kenntniss der Erde und der Welt, sondern von der Erkenntniss Gottes und seines Heils. Und bei dieser tiefsten Frage des menschlichen Geistes, so sagt der Herr, hat die Begabung und Klugheit

nicht nur keinen Vorsprung, sondern sie ist sogar völlig unfähig, Gott zu erkennen und sein Heil zu erfassen. Der Mensch und seine natürliche Weisheit steht unter Gottes Gericht.

Das war seine Ursünde: Er hat die Erkenntnis Gottes an sich reißen wollen in stolzer Erhebung gegen Gottes Willen. Hoch wollte er hinaus; da kam sein tiefer Fall. Alles auf Erden sollte der Mensch erkennen und sich untertan machen, z. B. sagt der Schöpfungsbericht in seiner schlichten, tiefen Ausdrucksweise, er sollte allen Tieren ihren Namen geben und „wie er sie nennen würde, sollten sie heißen“. Aller Dinge Wesen und Namen soll der Mensch erforschen und auf einen Ausdruck oder eine Formel bringen, d. h. sie benennen. Gottes Namen kann nur Gott dem Menschen offenbaren. Die Erkenntnis des Guten und Bösen, die Erkenntnis Gottes und seines Wesens kann nur er selbst uns erschließen. Gott ist nicht ein „Es“, das wir erforschen können, Gott ist ein „Ich“, das sich zu erkennen gibt — oder nicht. Er enthüllt und verbirgt sich, wem er will. Gott steht nicht als ein Gegenstand unserer Erkenntnis neben andern. Gott ist kein Gegenstand, sondern er ist der Herr Himmels und der Erde. Gott gehört nicht zur Welt. Die Welt gehört auch nicht zu Gott, sondern die Welt gehört Gott. Er war vor der Welt. Er steht über der Welt. Die Menschen aber wollten die Erkenntnis Gottes erzwingen. Sie wollten Gott gleich sein. Da rissen sie sich los von Gott. Seither sind wir eine gefallene Menschheit.

Seither liegt das Gericht auch über all unserem natürlichen Denken. Alles andere kann es erforschen; wenn es Gott verstehen und erforschen will, läuft es hoffnungslos irre. Unser Denken wurde zum Dünkel, der sich vor Gott nicht beugen will und sein Licht nicht von Gott begehrt. Damit schließt der Mensch sich aus von Gott; denn da stößt er auf die heilige Unnahbarkeit Gottes, auf Zurückhaltung, die sich von dem stolzen Menschen nichts nehmen läßt, sondern nur gibt, wem er in seiner Gnade geben will, der in einem

Licht wohnt, da niemand zukommen kann, aber sich offenbart und enthüllt dem, den sein Erbarmen zu sich zieht. Gott versagt sich dem natürlichen Erkennen des Menschen, der satt und stolz sich für reich, für geistreich hält und sich seinen Gott ersinnt, ein Bild, das ihm gleich sei.

So sehen wir von Anfang an bis auf den heutigen Tag die Menschen in ihrer natürlichen Weisheit immer neue und viel wunderliche Gedankengebilde über Gott und göttliche Dinge entwerfen, im Heidentum und auch im Bereich der christlichen Kirche, Philosophien und Religionen, in denen der Mensch groß dasteht und „über“ „Gott“ redet; aber an Gott, dem Herrn Himmels und der Erde, geht er dabei vorüber und tastet und tappt wie der Blinde an der Wand, der den Weg nicht finden kann. Gott verbirgt solches den Klugen und Weisen.

Und wem hat er es offenbart? Den Unmündigen! Denen, die einmal dem lebendigen Gott begegnet und denen darüber alle Worte ausgegangen sind. So wurden sie die Mühseligen und Beladenen, als es ihnen aufging, daß die Dinge Gottes auf einer ganz anderen Ebene verhandelt werden als auf der des natürlichen Denkens und Sinnens.

Sie standen in Gottes Licht, und über Gottes Heiligkeit gingen den Menschen die Augen auf für ihre eigene Unheiligkeit und ihre Sünde. Da sinken alle die Fragen vom Kopf herab ins Herz. Da wird aus dem fühlen Denken ein heißes Schreien, das Schreien aus der Tiefe einer des Todes erschrockenen Seele. Nein, wir können nicht auf dem Boden der Gleichberechtigung mit Gott verkehren und zu ihm heranschreiten im ruhigen Schritt des Denkers und Gelehrten oder des „Religiösen“. Wenn wir Gott begegnen, dann wälzt sich auf unser Leben eine Mühsal und eine Last: die Not unserer Sünde!

In der Not der Sünde kann ein Mensch aber sich nicht Rat holen bei der Junft und bei den Kreisen der Klugen und Weisen. Gott, der ihn ruft, begegnet ihm nur in der Einsam-

feit. Jeder ist mit Gott ganz allein, oder er ist ihm überhaupt noch nicht begegnet. Hier geht es um sehr einsame Dinge. Um die Wahrheit Gottes her ist eine große, tiefe Einsamkeit. Ein Bruder kann mich führen aus allen Toren und Türen dieser Welt heraus bis an die entscheidende Pforte. Aber dann kommt die Wahrheit des Wortes mit göttlicher Gewalt zum Durchbruch: Die Pforte ist eng. Da geht es um nichts weniger als um alles. Da gilt es den großen Entschluß meines Lebens, mit meinem ganzen Dasein und mit meinem Sosein zu stehen vor Gottes Licht.

Da wird es eine Sache unseres Gewissens. Zu Gott kann niemand kommen außer auf dem Wege des Gewissens. Wir können uns dann nicht mehr als Zuschauer hinter dem künstlichen Nebel verbergen, den wir so gern über unser Inneres verbreiten möchten. Wir können uns auch nicht mehr aufführen in der Rolle des Gottsuchers. Durch Gottes Wort klingt nicht das Fragen der frommen und religiösen Menschen: „Gott, wo bist du?“ Durch Gottes Wort hallt die Jahrhunderte entlang seit dem Sündenfall Gottes Ruf: „Adam, wo bist du?“ Der Angeklagte wird gesucht. Davon redet die Heilige Schrift. Und dies Wort trifft uns in die Mitte unseres Gewissens. Da hat alle Selbstverteidigung ein Ende. „Der andre hört von allem nur das Nein“, Gottes Nein zu mir und meinem Leben, und es bleibt mir nur ein letztes Wort: „Ich bin verloren“, mühselig und beladen!

Wer das durchlebt hat, dem gilt dann der Ruf des Meisters: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“, der kann sein Schüler, sein Jünger werden; der versteht dann auch, was vorher ihm verschlossen und verborgen war, warum Jesus nicht nur unser Lehrer wurde, sondern daß dann erst die Hauptsache seines Amtes kam, als er ans Kreuz ging für uns, unsere Strafe trug, unsere Schuld bezahlte; der will dann den Heiland gern ausreden lassen und vor allem, ja vor allem das eine Wort vernehmen aus seiner tiefsten Todesnacht: „Vater, vergib ihnen!“ Und dankbar wird er die Hände falten:

„Einst wollt ich's erzwingen mit Denken, jetzt laß ich mir's bringen und schenken.“ Nur durch das Tor der Gnade führt der Weg zur Erkenntnis Gottes.

Aber dann leuchtet ihm auch die Herrlichkeit des Herrn auf dem Angesicht Jesu Christi auf. Was er nicht ergrübeln konnte, wird ihm geschenkt nach dem Wort des Propheten: „Es wird keiner den andern, noch ein Bruder den andern lehren und sagen: ‚Erkenne den Herrn‘, sondern sie sollen mich alle kennen, beide, klein und groß, denn . . .“ — denn; so nämlich lernt man Gott kennen, so schaut man in Gottes Herz hinein — „denn ich will ihnen ihre Missetat vergeben und ihrer Sünde nimmermehr gedenken“ (Jer. 31, 34). Das sind Jesu Jünger.

Und was lehrt dieser Lehrer diese seine Jünger? Es handelt sich um die Erkenntnis Gottes. Um Erkenntnis? Geht es denn nicht um das religiöse Gefühl, um die innere Wärme des Herzens, um die Erhebung aus dem Staube? Ist denn die Erkenntnis, die Lehre, das Dogma so wichtig?

Man kann es heute wieder preisen hören: „Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch.“ Wie man das dann nennt, mit dem man sich durch solche Religion verbunden fühlt, wer der ist, dem man sich anvertraut, darauf komme es nicht an. Und so haben wir unter uns viel Religion und viel Gottesdienst, der mit dem wahren Gott, dem Vater, von dem der Sohn hier spricht, nichts zu tun hat.

Nein, umgekehrt wird das Wort richtig: „Name ist alles, Gefühl ist Schall und Rauch.“ Es kommt nicht darauf an, daß wir etwas fühlen, das wir dann vielleicht Gott nennen, daß wir uns in Stimmungen einlullen, in Erregungen und Erhebungen hineinsteigern auf einen sogenannten „Gott“ hin, der doch im allgemeinen religiösen Nebel verschwindet. Nein, Gott ist keine fragliche Größe. „Gott“ ist nicht ein Wort, dem wir einen Inhalt geben müssen oder dürften aus unseren frommen Gefühlen und unseren menschlichen Gedanken heraus. Er hat sich offenbart als der Heilige in der Höhe. Er hat sich zu uns erbarmend geneigt in Jesus Christus,

seinem Sohn. Da zerreißen erschütternd schnell und schroff alle Nebel und der ganze religiöse Dunstkreis. Da werden wir nicht mehr andächtig auf die geheimnisvollen Stimmen der Tiefe lauschen, die in unserem Innern aufsteigen oder aus der Natur zu uns dringen, nein, da horchen wir allein auf die Stimme von oben. Wir lernen von ihm.

Das heißt: wir greifen zu seinem heiligen Buch, zur Bibel. Ganz unmodern wollen wir sein und nicht die Lehre verachten, als ob es auf sie nicht ankomme. Gewiß, Lehre ohne inneres Leben ist tot; aber Leben ohne Lehre ist blind und stürzt in die Abgründe rechts und links. Das ist dann auch der Tod. Gerade in einer Zeit wie der unsrigen, die voll Bewegung, voller Übergang ist, eine tiefgreifende Zeitenwende, wollen wir uns immer erneut unter dies Wort stellen: „Lernet von mir!“ Und darum ist es auch in der evangelischen Jugendarbeit die Grundlage, auf der alles ruhen muß, daß wir Gottes Wort treiben, Gottes Wort unsere Jugend kennen lehren, Gottes Wort sie lernen lassen, daß es ihnen in jeder Lage des Lebens gegenwärtig ist.

Freilich, solcher Dienst verhaftet uns dann noch tiefer und fester in die Gefolgschaft Jesu Christi; denn nicht nur unsere Erkenntnis beeinflusst unser Leben, auch umgekehrt, unser Leben beeinflusst unsere Erkenntnis. Und das kann oft bedeuten: unser Leben und unser Wandel verhindert unsere Erkenntnis. Darum sprach Jesus vor diesem Wort: „Lernet von mir!“ das andere: „Nehmet auf euch mein Joch!“ Nur in der genauen Nachfolge Jesu, so eng mit ihm verbunden wie zwei Tiere unter einem gemeinsamen Joch, können wir von ihm lernen. Nur von dem, der ihm nachfolgt, sagt der Herr: „Er wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben. Wer Arges tut, der kommt nicht an das Licht.“ Nur im völligen Gehorsam gegen unseren Meister sind wir aufgeschlossen für die Tiefe seiner Erkenntnis. Nur wenn wir der zartesten Stimme unseres Gewissens Gehör geben, nur dann ist unser Ohr fähig, Gottes Stimme zu ver-

nehmen. Die dunklen Stellen in der Bibel rühren her von den dunklen Stellen in unserem Herzen, daß unsere Sünden uns den Schlüssel zu den Schätzen der Erkenntnis Gottes stehlen und uns unseren Gott verdunkeln. Für alle, die Gottes Wort treiben, bleibt es bei dem Rat des alten Wandsbecker Boten: „Zerbrich den Kopf dir nicht so sehr; zerbrich den Willen, das ist mehr!“ Dann kann Gottes Wahrheit in unserem Leben Wurzel schlagen und er in uns seine Erkenntnis wirken. Und nur das, was er in uns wirkt, wirkt auch in der Welt um uns her, daß wir die Geheimnisse, die er uns anvertraut hat, weitergeben auch an die Jugend, vor der wir stehen.

Nicht jeder Jünger aber hat Macht über alle Geheimnisse Gottes. Jeder erhält sein Geschenk, hat seine Gabe. Darum suchen wir die Gemeinschaft der Brüder, daß einer dem andern Handreichung tue und den andern ergänze. Darum stellen wir uns bei all unserem gemeinsamen Forschen und Suchen, bei all unserem Lehren und Raten unter dies Wort unseres Heilandes: „Lernet von mir!“

Von der Sünde

Matth. 6. 14—29. Und es kam vor den König Herodes (denn sein Name war nun bekannt), und er sprach: Johannes der Täufer ist von den Toten auferstanden; darum tut er solche Taten. Etliche aber sprachen: Er ist Elia; etliche aber: Er ist ein Prophet oder einer von den Propheten. Da es aber Herodes hörte, sprach er: Es ist Johannes, den ich enthauptet habe; der ist von den Toten auferstanden. Er aber, Herodes, hatte ausgesandt und Johannes gegriffen und ins Gefängnis gelegt um der Herodias willen, seines Bruders Philippus Weib; denn er hatte sie gestreit. Johannes aber sprach zu Herodes: Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest. Herodias aber stellte ihm nach und wollte ihn töten, und konnte nicht. Herodes aber fürchtete Johannes; denn er wußte, daß er ein frommer und heiliger Mann war; und verwahrte ihn und gehorchte ihm in vielen Sachen und hörte ihn gern. Und es kam ein gelegener Tag, daß Herodes auf seinen Jahrestag ein Abendmahl gab den Obersten und Hauptleuten und Vornehmsten in Galiläa. Da trat hinein die Tochter der Herodias und tanzte, und gefiel wohl dem Herodes und denen, die am Tisch saßen. Da sprach der König zum Mägdelein: Bitte von mir, was du willst, ich will dir's geben. Und schwur ihr einen Eid: Was du wirst von mir bitten, will ich dir geben, bis an die Hälfte meines Königreichs. Sie ging hinaus und sprach zu ihrer Mutter: Was soll ich bitten? Die sprach: Das Haupt Johannes des Täufers. Und sie ging alsbald hinein mit Alle zum König, bat und sprach: Ich will, daß du mir gebest jetzt zur Stunde auf einer Schüssel das Haupt Johannes des Täufers. Der König war betrübt; doch um des Eides willen und derer, die am Tische saßen, wollte er sie nicht lassen eine Fehlbitte tun. Und alsbald schickte hin der König den Senker und hieß sein Haupt herbringen. Der ging hin und enthauptete ihn im Gefängnis und trug her sein Haupt auf einer Schüssel und gab's dem Mägdelein, und das Mägdelein gab's ihrer Mutter. Und da das seine Jünger hörten, kamen sie und nahmen seinen Leib und legten ihn in ein Grab.

I. Der Leute Verderben.

Eine Geschichte von der Sünde ist die Geschichte des Herodes und der Herodias. Wir sehen da in ein Familienbild hinein, bei dem man mit Händen greifen kann, wie ein Leben durch die Sünde verdorben und zur Qual wird.

Jesu Name war bekanntgeworden. Das ganze Land war von seinen Reden und Wundertaten erfüllt. Das kam auch vor

Herodes, und er sprach: „Johannes der Täufer ist von den Toten auferstanden, darum tut er solche Taten. Es ist Johannes, den ich enthauptet habe.“ Da sehen wir schon etwas von der Qual, die die Sünde in eines Menschen Leben bringt. Vielleicht ist es das Schlimmste, was sie dem Menschen einträgt: das böse Gewissen! „Johannes ist von den Toten auferstanden“, sagt Herodes. Nein, Herodes, nicht Johannes, sondern deine Sünden stehen wieder auf; die hast du zum Schweigen bringen wollen, denen wolltest du die Rede verbieten, darum hast du auch des Täufers Mund stumm gemacht, aber die Sünden stehen wieder auf, jetzt, wo Jesus deinen Weg kreuzt. — Es ging dem König damals, wie es so vielen bis auf den heutigen Tag ergangen ist, wenn Jesus, der Heiland, ihnen begegnet. Dann erhebt sich leise im Innern — und dann immer lauter — die Stimme des Gewissens. Eine nervöse Hand sucht bei Tag und Nacht etwas zuzudecken, was eine andere Hand, ruhig und stark, immer wieder obenauf legt. Da wälzt sich der Mensch nachts auf seinem Lager. „Tränen und mein Lebenslauf wachen mir im Herzen auf“, klagt ein moderner Dichter; und ein anderer: „Tief, tief bin ich betrübt oft in der stillen Nacht.“ Das geschieht, wenn Jesus, der Heiland, sich einem Menschen bezeugt.

Und dann stehen die alten Geschichten mit erstaunlicher Klarheit wieder vor der Seele als unsere Schuld. „Es ist Johannes, den ich enthauptet habe.“ Wie oft mochte Herodes es versucht haben, diese Sünde von sich abzuschieben. Er war doch geführt worden, überrumpelt von seinem teuflischen Weibe. Und dazu kamen die unglücklichen Umstände damals mit den vielen Gästen, die anderen, die ihn drängten. „Gewiß, ich war zu schwach, ich hätte nicht so übereilt handeln, mich besser vorsehen sollen, aber eigentlich bin ich doch nicht schuld.“ So sprach er wohl oft in seiner Seele.

Aber das Gewissen duldet es nicht; er konnte die Tat nicht von sich abschütteln, wie oft er es auch versuchte. „Du hast es getan“, so schrie ihm die Stimme zu, „du, du ganz allein!“

Da gab es kein Entrinnen. Er wollte die Schuld abwerfen, Gott legte sie ihm wieder auf. Er hatte manches andere in seinem buntbewegten Leben darübergelagt, über dies alte Astenstück, auf dem mit blutiger Schrift stand: „Johannes.“ Gottes unsichtbare Hand zieht gerade dies immer wieder hervor.

Da mußte er seinen Kampf aufgeben: „Es ist Johannes, den ich enthauptet habe.“ Ich habe es getan. Wie mancher hätte gerne ins Meer der Vergessenheit versenkt, was hinter ihm liegt. Wie gut verstehen wir die alte griechische Sage, daß die Schatten in der Unterwelt zunächst den Lethä-Trank erhalten, durch den sie alles vergessen, was ihr Leben ausgefüllt hat. Es gibt keinen solchen Trank. Die Stimme behält den Sieg: „Du hast es getan!“ — Das ist die Qual des bösen Gewissens, ein Vorschmack der Hölle.

Es steht hier nicht, mit welchen Gefühlen Herodes bei dem Anblick der Taten Jesu dieses Wort sagte: „Es ist Johannes, der ist von den Toten auferstanden.“ Von Reue ist nichts gesagt, aber es klingt hindurch wie helle Angst. Er hat Gottes übernatürliche Macht gegen sich; er merkt, daß die Hand des Richters nach ihm greift. Er ist ein gutes, wenn auch ein trauriges Stück vorangekommen in der Klärung seiner Stellung, seitdem er Johannes ermordet hatte. Man merkt jetzt bei ihm kein Schwanken mehr, nur noch die Angst des Feindes Gottes.

Vorher, als Johannes noch lebte, sehen wir Herodes vor uns stehen in der kläglichen Figur eines haltlosen, unentschiedenen Mannes. Es heißt von ihm: Er fürchtete Johannes. — Er spürte Gottes Macht in ihm. Wenn Johannes sprach, sprach noch einer zu ihm. Wenn der Prophet die Hand drohend erhob, sah Herodes noch eine höhere Hand sich vor ihm erheben. Johannes war ihm ein unheimlicher Mann. Ein Mann mit Gott ist immer unheimlich denen, die die Sünde lieb behalten wollen.

Und „er wußte, daß er ein frommer und heiliger Mann war“. Das wußte Herodes ganz genau, und das erhöhte seine

Angst. Viele wissen ganz genau Bescheid über die Wahrheit Gottes. Sie wissen alles, aber sie tun nichts von dem, was Gott ihnen sagt. Sie haben ihr Urteil in der Brust, und sie werden an jenem Tage, wenn das Verborgene ihres Herzens offenbar werden wird, dem Richter zur Antwort geben müssen: „Ich habe es gewußt, aber ich habe nicht gewollt.“

„Und Herodes verwahrte ihn.“ In diesem Wort liegt die ganze Zweideutigkeit und Halbheit seiner Stellung. Er verwahrte den Propheten und schützte ihn gegen den Zorn seines Weibes, aber er hatte nicht den Mut, ihm recht zu geben. Er verwahrte ihn im Gefängnis.

Und er ward oft verlegen, wenn er ihn hörte. Gottes Wort macht die Menschen verlegen, die sich der Sünde ergeben haben. Wie unzählig sind die Menschen, die gerade so viel von Jesus wissen, daß sie verlegen sind. Wären sie blind, so wären sie glücklicher. Aber nun ist ihnen Jesus begegnet. Und Jesus ist das heimliche Gericht der Menschen, das weist sich aus an ihrem Gewissen. Seit sie Jesus gesehen haben und wollen ihn doch nicht sehen, seither sind sie die unglücklichsten unter den Menschen. Und derer sind viele unter uns.

Und doch „hörte Herodes ihn gern“. Es ist in ihm solch wunderbares Gemisch von Gefühlen, und doch ist alles so lebenswahr, alles wie bei uns. Wieviele in der Sünde tief gebundene Leute, Knechte der Unkeuschheit, der Geldliebe, der Leidenschaft, des Geistes dieser Welt hören doch gerne die frohe Botschaft. Es ist, als ob ein leises Hoffen durch ihre Seele zöge: „Wie schön, wenn doch auch mir einmal eines Tages so unversehens die Stunde der Freiheit schlänge, wenn ich einmal das lösende Wort vernähme, wenn eine Welle mein Schifflein, das auf dem Sande festsetzt, flottmachen würde.“ Aber es soll ihnen so zufallen, sie wollen sich nicht aufraffen, sich nicht entscheiden, sie wollen nicht brechen mit ihrer Sünde. Das ist eine gefährliche Stellung. Da bedarf es oft eines kleinen, geringen Anstoßes, dann kommen sie zu Fall.

* * *

II. Hemmende und treibende Kräfte auf dem Wege der Sünde.

Eine dunkle Ehebruchsgeschichte spielt in Herodes Leben eine große Rolle, eine von den Sünden, die mit magischer, dämonischer Macht immer neue Sünden in ihrem Gefolge haben: Ehebruch, Menschenknechtschaft — zumal Gefnechtetsein unter den Genossen der Sünde —, Gewalttat, Mord, auch Mord dessen, das noch nicht geboren ist, Meineid. Das ist eine gerade und folgerichtige Reihe. Mit höchster Anschaulichkeit zeigt uns diese Geschichte die hemmenden und treibenden Kräfte, die auf den Sünder einwirken in mannigfaltigem Wechsel.

„Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest“, so hatte der Täufer dem Könige zugerufen. Ein freies Wort eines freien Mannes, in der Kraft Gottes in das Herz des Sünders hineingeschleudert. Da sehen wir eine starke, die Sünde aufhaltende Macht: Gottes Wort. „Oh, ein treuer Gott“, so muß ein jeder ausrufen, der sein Leben überschaut, wenn er an dies Kapitel kommt. Wie oft hat Gottes Wort ihn treulich gewarnt; wie oft ist es ihm in den Weg getreten und hat beide Arme sperrend über die Straße der Sünde gestreckt: Halt ein! Halt ein! Kehr um! Gottes Wort will uns durchaus nicht verlorengelassen lassen.

Und Gottes Wort ist deutlich und klar: „Es ist nicht recht . . .!“ Es hat schon mancher gegen Gottes Wort die Anklage erhoben, es sei nicht zu verstehen, man könne sich darin nicht zurechtfinden. Nun, man mag zugeben, daß manches darin nicht gleich verständlich ist, aber haltet euch doch an das, was in Gottes Wort ganz klar ist, z. B. die Worte: „Du sollst nicht ehebrechen“, „Saufet euch nicht voll Weins“, „Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit“, „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Das sind Worte von erstaunlicher Deutlichkeit, Worte, die sich jedem, der nur will, als starke Mächte offenbaren, ihn zurückzureißen von dem Weg der Sünde.

„Herodias aber . . .“ Es wird nicht gesagt, ob das Wort, „es

ist nicht recht . . .“, Eindruck auf Herodes gemacht habe. „Herodias aber . . .“, so geht der Bericht alsbald weiter. Es ist, als ob auch im Bericht die Tatsache sich widerspiegelte, daß, ehe die Predigt des Täufers hatte Eindruck machen können, „Herodias aber . . .“ dazwischen kam, die alte Schlange, dies Weib, sein böser Geist. „Herodias aber stellte ihm nach.“ Neben dem Ahab des Alten Bundes stand die Isebel, das Teufelsweib, deren Verlogenheit bis in den Tod hinein anhielt. Mit der Schminke auf dem Angesicht wurde sie aus dem Fenster gestürzt. Sie trachtete dem Elia nach dem Leben. Und gegen den Elia des Neuen Bundes stand neben dem Herodes diese Herodias. In beiden Fällen sind die Frauen das teuflische Element in der Ehe. Man kann wohl mit Recht sagen, daß das weibliche Gemüt sich leichter aufschließt für das Gute, auch für Gottes Wahrheit; wenn aber eine Frau sich entschlossen für das Böse entschieden und dem Bösen ergeben hat, zumal auf dem Gebiet des geschlechtlichen Lebens, dann scheint es mit ihr schlimmer zu werden als mit den Männern. Sie wird wie ein Teufel, und dann beweist das Dichterwort seine Wahrheit: „Geht es zu des Bösen Haus, das Weib hat tausend Schritt voraus“ (Sauft). Was den Adel und die Majestät einer edlen Frau ausmacht, das wird zur finsternen, höllischen Glut und frißt um sich, wenn es ins Böse verkehrt wird. Und ob es nicht immer so kraß zutage tritt wie bei Herodias, in wie mancher Ehe ist es so, daß die beiden, die nach unserem Trauformular danach trachten sollen, wie eins das andere mit sich in den Himmel bringt, nur darauf aus zu sein scheinen, wie eins das andere mit sich in die Hölle bringt, und daß einer statt des anderen Ruhm auf den Tag Jesu Christi des anderen Fluch wird auf den Tag des Gerichts. Wie mancher Mann ist durch seine Frau, deren Herz an die Götter dieser Welt gefesselt war, zuschanden geworden! Gedenket an Lots Weib! Auch der Anblick solch traurigen Ehebildes kann an unserem Gewissen sich erweisen als eine die Sünde aufhaltende Macht.

„Herodias wollte ihn töten.“ — „Was haben Sie gegen

Gottes Wort?" fragte man einen jungen Mann. Die Antwort hieß: „Es hat etwas gegen mich.“ Daher kam der Haß gegen die Bibel. So war es auch bei Herodias. Man haßt die Wahrheit und darum auch die, die die Wahrheit bezeugen. Sie sind ja die Vorboten des kommenden Gerichts, und man will doch seine Ruhe haben. Deshalb wollte Herodias den Propheten töten. Darum meidet man den Verkehr mit den Jüngern Jesu, gegen die man sonst gar nichts einzuwenden hätte, aber sie haben so scharfe Worte gegen die Sünde, und sie reden so deutlich von der Notwendigkeit der Bekehrung und vom Gericht. So bleibt man ihnen eben fern und überhaupt dem Worte Gottes. Glaubet doch nur nicht, daß die, die Gottes Wort auf jede Art zu meiden suchen, es tun, weil sie von Herzen ungläubig sind. Nein, sie meiden Gottes Wort in jeder Form, weil es sie an ihre Sünden erinnert, Sünden der Jugend, Sünden des Geschäfts, Sünden der Ehe, Sünden aus dem Krieg. Man will doch seine Ruhe haben, darum haßt man diese Erinnerungen, so wie Herodias den Täufer haßte und ihn töten wollte.

„Und konnte nicht.“ Auch in dem Leben dieses Weibes gab es noch die Sünde aufhaltende Mächte. Gott hielt die Hand nicht nur über des Täufers Haupt, sondern auch über dieser Frau, so daß sie ihren Plan nicht ausführen konnte. Gott gibt nicht schnell einen Menschen dahin, daß sich seine Sünde vollende. Auch die entschlossensten Sünder werden sich einmal bei ihm nicht beklagen können, daß er sie nicht bewahrt habe und habe an sie nicht all seine Liebe gewandt.

Kennen wir das nicht auch aus unserem Leben: man wollte sündigen und konnte nicht? Die Lust war da, aber die Gelegenheit fehlte, die Tat wurde durchkreuzt. Die Lüge lag auf der Zunge, und Gott ließ es nicht so weit kommen. Der Lehrling wollte den ersten Griff tun in des Meisters Kasse, da wurde er überrascht und durch den furchtbaren Schrecken für immer davon abgehalten. Ein jeder von uns ist Zeuge für die Wahrheit, daß in seinem Leben Augenblicke waren, da wollte er

sündigen und konnte nicht. Wieviel tut Gott, um einen Menschen aus der Macht der Sünde und ihrer Umflammerung zu erretten. Folgt der Mensch nicht — wenn Gott ihn losläßt, dann gibt es eine Höllenfahrt. Kaum daß Jesus den Judas aufgegeben hatte, da hing er bald am Strick.

* * *

III. Ein gelegener Tag.

Wenn Gott den Menschen fallen läßt, dann gibt es eine Höllenfahrt. Freilich, es geht nicht immer so schnell wie bei Judas, auch bei Herodes ging es langsamer als bei Herodias; aber die innerlich unklare Stellung bei Herodes war eine gefährliche Stellung. Da bedurfte es nicht vieler Dinge. „Es kam ein gelegener Tag.“ Des Teufels gelegener Tag kommt, da zieht der Feind das Netz zu und hat gewonnen. Wer mit der Sünde spielt, mit dem spielt hernach die Sünde. Es war ein Fest, ein Familienfest. Wie manches Mal ist ein Familienfest ein solcher gelegener Tag der Sünde. Es ist, als ob der böse Feind besonders um solche Tage her wäre, die Höhepunkte des Familienlebens sein sollten und so leicht zu tiefen Niederlagen führen, auch bei Gottes Volk, weil es sich dabei so leicht dieser Welt gleichstellt. Wie mancher war auf dem Wege zum Heiland hin, da kam solch ein gelegener Tag — von da an ging es bergab, von da an schwankte er nicht mehr, er hatte gewählt, er steht auf der Seite der Sünde. Frage nicht, wie es kam! Solche Feste sind auch oft treibende Kräfte der Hölle. Äußerlich ging es da lustig zu, innerlich zog sich leise und traurig eine göttliche Macht von dem Menschen zurück. Ein Auge sah auf ihn mit Liebe — wehmütig hat sich das Heilandsauge abgewandt: er hat die Sünde gewählt. Es war der Hölle gelegener Tag, des Teufels Erntetag.

Man merkt es solch einem Tag nicht von vornherein an, er fängt an wie alle Tage. Der Kreis der Pflichten treibt uns durch

viele Stunden wie sonst, aber in einer Stunde, da liegt des Teufels Netz vor unserem Fuß: Herr, habe acht auf mich!

Oft geht es so wie damals bei Herodes. Es war eine kurze Stunde der Sinnenlust, ein vorschnelles Gelübde dieses haltlosen Mannes, leichtfertig im halbbetrunkenen Zustand gegeben.

Da kam die alte Schlange. Und als die Tochter die Mutter fragte: „Was soll ich fordern?“, da jubelte die Alte: „Das Haupt Johannes des Täufers.“ „Ich habe gewonnen, verhasster Prophet!“ Und die gelehrige Tochter, ganz im Geist der Mutter herangewachsen, sie sagt mit glatten Worten die schaurigen Dinge nach und fügt noch hinzu — ist es in frivole, perverse Lust verzerrte Mädchenhaftigkeit? — „auf einer Schüssel!“ Sie will es noch recht nett gebracht haben, das Haupt Johannes des Täufers: „Auf einer Schüssel!“ Das Blut möchte einem dabei gerinnen, wenn man solche Macht der Sünde sieht. Man merkt nichts von Bedenlichkeit bei der Königin, nichts von der Zaghaftigkeit, die doch oft den Sünder auch noch bei seiner Sünde beseelt, und er kann sich eines geheimen Grauens nicht erwehren; nein, sie jubelt: „Das ist mein Tag!“ Ein trauriges Bild! Traurig, wenn der Hölle Tag dein Tag ist, wenn du deine Ernte schneidest im Finsternen, wo des Teufels unheimliche Sterne dir leuchten. Du bist ein Genosse der Hölle und merkst es nicht, du bist ein Opfer der Hölle. Sie jubelt, und die Hölle heult in doppeltem Triumph. Der Zeuge Gottes wird stumm, und dies Weib ist dem Satan verfallen für immer.

* * *

IV. Windstöße aus der Hölle.

Und nun kommen die Windstöße aus dem Abgrund immer mächtiger. „Als bald!“ „Mit Eile!“ „Jetzt zur Stunde!“ Schnell! Schnell! Keiner darf zur Besinnung kommen. Das ist des Teufels Stempel auf einer Handlung, wenn sie so in Hast geschieht. Da sind die treibenden Kräfte von unten im

Spiel. „Der Teufel kommt zu euch“, ruft in der Offenbarung eine Stimme der Erde zu, „und hat einen großen Zorn und weiß, daß er wenig Zeit hat“ (Offenbarung 12, 12). Daß er wenig Zeit hat! Da müssen die Entscheidungen schnell fallen, da drängen sich die Ereignisse, da begibt sich alles so erstaunlich rasch. Hernach ist mancher ernüchtert und klagt: „Es ging so schnell.“ Windstöße aus der Hölle!

Auch Herodes wurde so überrumpelt. „Jetzt zur Stunde.“ Dabei stürzt sich die freche Tochter mit spitzem, sehr energischem Singer vor ihm auf den Tisch. Da saß der König fest. „Der König ward betruht.“ Er hatte doch noch ein Gewissen und hätte Johannes gern gerettet. Vor der Tücke dieser Weiber schauderte es ihn doch. Er sah in einen Abgrund der Verworfenheit hinein. Aber zu spät. Mit Sinnenlust hat es angefangen. Jetzt ging es um seine Seele. Er konnte nicht zurück. Er war ein Rohr im Wind, und zur rechten Zeit kam wieder ein Windstoß von unten, der letzte, der noch nötig war. Der Feind holt die Sünden wie Hilfstruppen herbei, zur rechten Zeit die gerade dann wirksamste Versuchung. So hier die zur Menschenfurcht: „Um derer willen, die am Tische saßen“, gab Herodes nach. Fast hätte er die Tochter abgewiesen, da fällt sein Blick auf die anderen, und er kann nicht mehr zurück, „um derer willen, die am Tische saßen“. Ja, das ist eine furchtbare Macht: die Gesellschaft. Wie viele gehen verloren um derer willen, die mit ihnen am Tische saßen. Gott weiß, wie viele sich heimlich danach sehnen, freizukommen von dieser Kette. Sie möchten innerlich auch mit der Schar der Gotteskinder den schmalen Weg ziehen, aber sie können nicht los. Im falschen Ehrbegriff gefangen, können sie nicht brechen mit ihrer Gesellschaft, mit ihren Freunden.

„Und alsbald schickte hin der König den Henker und hieß sein Haupt herbringen. Der ging hin und enthauptete ihn im Gefängnis.“ Der Mund ist stumm, Herodes, Herodias! Aber tausend Zungen, feurig wie der Hölle Schlund, reden gegen euch und brennen es euch mit ihren Worten in die Seele ein:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld.“

* * *

V. Was Gott dazu sagt.

Und was sagt Gott zu dieser Macht der Sünde? Und wie ist es mit Gottes Boten? Wir sehen hier das stille Ende eines großen Mannes, des Größten von Weibern geborenen. Sollen wir von Tragik reden? Nein! Ein tragisches Schicksal können wir nur das nennen, in das eigene Schuld mit eingeflochten ist. Wir können hier eigentlich nur schweigen und dieses Helden, dieses Zeugen Gottes still gedenken.

Und reden können wir nur von Gottes Wunderwegen mit seinen Knechten.

Auch auf den Vorläufer des Heilandes legt sich schon das Maß des Kreuzes, seinen Weg zu bestimmen. Wo wir aber bei uns und anderen solch unverständlichen, uns unerklärlichen Weg Gottes wahrnehmen, da wollen wir unsere Hand fest auf den Mund legen, daß wir uns nicht versündigen mit unseren Worten. Gott läßt der Niedertracht der Menschen oft den Lauf, um an seinen Kindern seine Wunderwege hinauszuführen. Und wenn es uns so geht, daß die Bosheit von Menschen, von Vorgesetzten, von Berufsgenossen oder Nachbarn, von Geschäftskonkurrenten uns solch schweren Weg bereitet, so wollen wir uns nicht wundern und den Herrn nur bitten, immer wieder bitten, daß er uns unseren Segen daraus nicht entgehen lasse und uns Kraft gebe, daß wir uns beweisen als die, die nicht auf das Sichtbare sehen, sondern auf das Unsichtbare.

Johannes lag an jenem Abend in seinem Kerker. Er hörte das Fest. Da blitzte es in ihm auf: „Es ist nicht recht!“ Und Traurigkeit umgibt sein Gemüt. Die Sünde siegt. Da mag sein Geist sich erinnern haben an die Botschaft der letzten Tage. Jesus hatte ihm Nachricht geschickt: „Die Blinden sehen, die

Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und den Armen wird die frohe Botschaft verkündigt.“ Getröstet richtet er sich auf: Nein, die Sünde siegt nicht, Gott siegt, und an seinem Sieg wird auch sein Knecht teilnehmen. Er wird mich rechtfertigen, auch vor den Menschen.

Da wurde seine Seele stille, und als sein Abendlied mag er leise den Psalm vor sich hingesummt haben: „Wann Gott einst unsere Bande bricht, uns führt gen Zion in sein Licht, dann wird wie Träumenden uns sein“, das Lied von dem Herrn, „der den Gefangenen Freiheit sendet, an allen bald sein Heil vollendet“, das Lied vom Leiden seiner Knechte: „Der Sämann gehet aus und weint, weil alle Müh' verloren scheint; geht auf und ab, streut seinen Samen mit Tränen, doch in Gottes Namen und kehrt — wie jauchzt sein froher Blick! — mit reichen Garben einst zurück.“ Ja, es muß sich doch alles, alles wenden, und Gott muß siegen über seine Feinde. Dem Propheten ist so wohl, als ob er umgeben wäre von vielen himmlischen Engeln Gottes in seinem dunklen Kerker.

Da sieht er Lichter auf dem Hof der Burg, Schritte hallen, Stimmen kommen näher, die Kerkertür geht auf, das Herz klopft ihm höher: Schlägt die Stunde der Freiheit? Wer will ihm Antwort geben? Wie soll sie lauten? Nein, Johannes! Ja, doch, aber ganz anders, als du gedacht hast. Es naht der Tag der Herrlichkeit. Johannes übersteht sofort die ganze Lage. Niemand ist dabei als die Engel Gottes, die der Herr gesandt hatte, denn der Tod seiner Heiligen ist wertgeachtet vor dem Herrn. Er kniet nieder, und um ihn her knien die Engel Gottes, ganz nahe bei ihm. Er ist nicht allein. Da fällt sein Haupt, und die Engel tragen seine Seele „gen Zion in sein Licht“, dahin, wo bei dem Wehen des ewigen Morgens kein Dunkel, kein Kätsel mehr bleibt und alle Nebel fliehen, dorthin, wo Johannes, der des Meisters Weg noch nicht bis zum Ende hat sehen können, es auch anbetend wird verstehen lernen: „Das Lamm, das alle Sünde trägt, das löst auch alle Siegel.“

So stirbt der Letzte des Alten Bundes, der Größte von Weibern geboren. Von weitem ist das Morgenrot des neuen Tages in seinen Kerker gefallen. Jesus ist da. Das war ihm genug, daran hat er seine Seele gestillt, auch im Tode. Die Sonne ist da, der Morgenstern darf untergehen, darf versinken in einem Meer von Licht.

* * *

VI. Zwei Welten.

Herodes und Johannes, der Knecht der Sünde und der Knecht Gottes — wie nahe berühren sich oft Himmel und Hölle! Freilich, wie wir sie so besehen, da will es unserem natürlichen Sinn nicht einleuchten, daß das die Hölle und daß das der Himmel ist. Wie in der Mathematik durch ein negatives Vorzeichen alle Werte verkehrt werden, so ist es in unserem Geist. Die Sünde ist in all unser Denken und Wollen eingeschaltet wie solch ein negatives Vorzeichen, das nein sagt zu Gottes Gedanken. Da erscheint uns der Himmel, als ob er eine Hölle wäre, und die Hölle, als wäre sie ein Himmel. Hat nicht Herodes, der lustige Zecher, den Himmel auf Erden? Und doch schlagen um ihn die Flammen der Hölle! Geht nicht Johannes, der einsame Knecht des Herrn, durch eine Hölle hindurch? Und doch hüllt ihn der tiefe Friede Gottes ein!

Herodes und Johannes, Hölle und Himmel, und einer von beiden bist du. Wohl mag einer sagen: „Ich bin kein zechender Herodes.“ Nun, Gott legt in seiner Gnade auch nur wenigen seiner Kinder solch schwere Lasten auf wie dem Vorläufer des Meisters, aber einer von beiden bist du doch, ob auch die Sünde nicht bis zu dieser Reife sich gestaltet hat wie bei Herodes, ob du auch nicht solch ein Riese Gottes bist wie Johannes. Auch in deinem Leben fällt eine Entscheidung zwischen Gott und der Sünde, und nun will ich nicht sagen, soll ich nicht sagen: „Wähle das Los des Täufers!“ — nein, es wird dir durch Gottes Gnade leichter gemacht und freundlicher entgegengebracht.

Die Entscheidung in unserem Leben soll fallen und wird fallen an Jesus, dem Heiland. Nicht in der Dämmerung sollst du deinen Weg gehen. Das volle, helle Sonnenlicht ist da, das Licht, in dem auch des Täufers dunkler Weg hell wurde: Jesus, der Heiland!

Freilich, auch er hebt seine Hand empor: „Es ist nicht recht!“ Und ihm zu folgen, das heißt auch, brechen mit der Sünde. Auch ihn warf sie in den Tod, auch sein Leben endete unter den Händen der Henker. Er ist der Mann vom Kreuz.

Ja, und sein Tod war viel schwerer als der Tod seines Vorläufers. Er konnte sich im Sterben nicht halten an einen anderen, der ihm trostreiche Botschaft sandte, sein Tod war nicht umrauscht von der unsichtbaren Gegenwart der Engel Gottes. Es war ein Ringen mit den finsternen Mächten, mit den Geschwadern der Hölle. Der den Herold stumm gemacht hatte, wollte nun auch den Helden selber niederwerfen. Aber als er sein Haupt in den Tod neigte, da war dem Tod das Gift erreicht. Der Tod war verschlungen in den Sieg. Als er sein Leben hingab als Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt, ist eine Versöhnung geschehen für unsere Sünden. Die Schuld aller Schuldner ist bezahlt, die Ketten der Sünde hat er angefaßt mit seinen göttlichen Händen — und hat sich die Hände dabei blutig gerissen —, er hat sie zerbrochen, und nun können die Gebundenen freierwerden, ja, er will sie selbst in die Freiheit führen. Sein Leben schließt nicht mit dem Kreuz, mit seinem Tod, wie des Johannes Leben. Nein, sein Tod mündet ein in das Leben. Das war das letzte bei der Geschichte des Johannes: „Seine Jünger kamen und nahmen seinen Leib und legten ihn in ein Grab.“ Auch Jesus, den Heiland, haben sie in ein Grab gelegt. Aber das war nicht das letzte. Die Versöhnung, die er am Kreuz vollbracht hatte, vollendet sich in seiner Auferstehung.

Das ist es, was Gott sagt zu der Macht der Sünde dem, der Ohren hat zu hören, dem, der ein Herz hat, das sich nach der Befreiung sehnt. Da habt ihr meinen Heiland wieder aus dem Tode, euren Heiland, und nun greift zu! „Dazu ist erschienen

der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre.“ „Die Lahmen gehen, die Blinden sehen, die Ausfägigen werden rein, den Armen wird die frohe Botschaft verkündigt.“ Bist du lahm? Sind deine Sehnen durchschnitten durch die Macht der Sünde? Hast du dir die Flügel deiner Seele wundgestoßen im Fallen und Aufstehen? Bist du blind und kannst deinen Heiland nicht erkennen? Bist du ausfäzig und besleckt? Bist du arm, vielleicht über der Betrachtung dieser Geschichte ganz arm geworden? Das ist's, was Gott zu deiner Sünde sagt: Laß dir den Heiland gefallen! Wirf dich dem Erbarmer ans Herz!

„Jesu Liebe kann erretten,
seine Hand ist stark und treu;
er zerbricht der Sünde Ketten
und macht alles, alles neu.“

Sturm und Stille

Mark. 4, 35—41. Und an demselben Tage des Abends sprach er zu ihnen: Laßt uns hinüberfahren. Und sie ließen das Volk gehen und nahmen ihn, wie er im Schiff war; und es waren mehr Schiffe bei ihm. Und es erhob sich ein großer Windwirbel und warf die Wellen in das Schiff, also daß das Schiff voll ward. Und er war hinten auf dem Schiff und schlief auf einem Kissen. Und sie weckten ihn auf und sprachen zu ihm: Meister, fragst du nichts darnach, daß wir verderben? Und er stand auf und bedrohte den Wind und sprach zu dem Meer: Schweig und verstummel! Und der Wind legte sich, und es ward eine große Stille. Und er sprach zu ihnen: Wie seid ihr so furchtsam? Wie, daß ihr keinen Glauben habt? Und sie fürchteten sich sehr und sprachen untereinander: Wer ist der? Denn Wind und Meer sind ihm gehorsam.

Ein arbeitsreicher Tag lag hinter dem Seiland. Es war spät geworden. Da sprach er zu seinen Jüngern: „Laßt uns hinüberfahren!“ Und so, wie er sich ins Schiff gesetzt hatte, stießen sie vom Ufer und fuhren über den See, am späten Abend, in die dunkle Nacht hinein.

Bei Matthäus stehen gerade vor der Schilderung dieser Geschichte vom Sturm auf dem See die ergreifenden Worte: „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege“ (Matth. 8, 20). Es ist doch ein tief bewegliches Bild: Jesus immer unterwegs. Des Menschen Sohn heimatlos auf dieser Erde. Des Vaters Haus hat er verlassen. Auch das irdische Elternhaus mußte er aufgeben, als er in den schweren Dienst trat, seine Brüder, zu deren Heil er gekommen war, zu retten aus der Macht der Sünde. Und nun war er immer unterwegs. Andere gehen abends nach Hause. Ihn sehen wir wandern von Ort zu Ort und abends noch über den See fahren, um am nächsten Morgen zu neuer Arbeit und neuer Tat bereit zu sein und in anderen Städten die Botschaft vom Reich Gottes zu verkündigen. Immer unterwegs, der wandernde Seiland. Je mehr wir dankbar unser eigenes Heim

schätzen, je mehr wir bei den Unbilden der Witterung, bei Frost und Hitze uns mit Freuden zurückziehen in unser schützendes Haus, je mehr wir bei der Unruhe der Welt uns innerlich erquickten im Kreis unserer Lieben, wo wir Verständnis und zarte Rücksichtnahme erfahren, um so mehr möchten wir sagen: „O Herr Jesu, wie groß war deine Liebe! Unermüdlich, immer aufs neue warst du unterwegs, von Ort zu Ort, von Ufer zu Ufer deine frohe Botschaft zu verkündigen. Du warst heimatlos und hast auf Ruhe und Behaglichkeit verzichtet, damit wir nach Hause kämen und unser Schifflein im sicheren Hafen landete. Dein Wandern wurde uns der Grund unserer ewigen Ruhe.“

„Laßt uns hinüberfahren!“ Der Heiland lädt uns auch oft ein zur Fahrt im Dunkeln und im Sturm. Wir werden bei Jesus nicht immer gutes Wetter finden. Wer mit ihm ins Schiff steigt, hat nicht nur sonnige Fahrt zu erwarten, er kann sich auch auf Sturm gefaßt machen. Bequemer ist es, zu Hause zu bleiben, am sicheren Ufer, und nicht mit ihm die Fahrt zu wagen. Kein Wunder, daß sich immer wieder warnende Stimmen erheben, wir möchten nicht so ganz uns dem Heiland anvertrauen und uns auf Tod und Leben dem Mann von Nazareth verschreiben. Man müsse nicht so fanatisch, so einseitig seine Entscheidung treffen. Man könne auch so religiös sein, ohne Jesus in allem zu folgen und die äußersten Konsequenzen zu ziehen. Man kann es verstehen, daß vorsichtige und fluge Kenner des Menschenlebens uns so warnen möchten. Bei Jesus ist nicht immer gutes Wetter. Und doch möchten wir lieber beim Heiland sein im Sturm als in der Ruhe dieser Welt in scheinbarer Sicherheit. Die Fahrt mit ihm wird darauf hinauslaufen, daß unser Auge staunend seine Herrlichkeit schaut und seine Macht auch über das tiefste Dunkel des Lebens. Die Ruhe der Welt endet im Sturm, da der Mensch hin und her geworfen wird wie eine Woge des Meeres: „Die Gottlosen haben keinen Frieden.“

Wir haben nicht immer gutes Wetter bei Jesus, auch nicht

immer dieselbe Lage und Aufgabe vor unserem Fuß. Einmal sammelt er die Jünger, daß sie seiner Rede und seinen Gleichnissen zuhören, und dann führt er sie hinaus auf die Wellen des Meeres, daß sie nicht nur von ihm über die Anfechtungen belehrt seien, sondern auch Unterricht empfangen im Leiden selbst. Wir wollen uns nicht wundern, wenn es immer wieder einmal in der Nachfolge Jesu ganz anders kommt, als wir dachten, und ein neues Kapitel seiner Proben und auch seiner Durchhilfen aufgeschlagen wird. Wenn nur Jesus bei uns ist, so wie er hier bei den Jüngern im Schiff war! In den Stürmen sollen wir ihn aufs neue kennenlernen, neue Seiten seiner Heilandsart, daß wir uns lernen verwundern, welch ein Heiland er ist. Ja, gerade erst in den Stürmen wird uns die ganze Majestät seiner Herrlichkeit offenbar.

Das gibt einen ganz neuen Blick auf die Stürme in unserem Leben. Auch sie müssen dazu dienen, damit auf dem dunklen Sintergrund um so heller die Gestalt unseres Meisters hervorleuchte.

„Es erhob sich ein großer Windwirbel.“ Das klingt so zufällig und war doch nicht zufällig, denn es kommt nichts von ungefähr, was Jesus seinen Jüngern schickt. Er regiert unser Leiden, er beherrscht jede Stunde, er schließt jeden Tag morgens auf und abends wieder zu, daß uns nichts treffen kann, was nicht von ihm kommt. Und das alles, was er schickt, soll uns dazu dienen, daß wir ihn kennenlernen, wer er ist, und daß wir uns kennenlernen, wie wir sind, unseren Kleinglauben und unser furchtsames Herz. In guten Tagen trauen wir uns wohl viel Starkes zu; wenn aber die Proben kommen, zerbricht oft unsere Kraft erstaunlich schnell, und trotzdem er, unser Meister, bei uns ist, versinkt uns aller Mut und alle Hoffnung.

Es dreht sich ja auch manchmal wirklich alles um uns her, ein Windwirbel erhebt sich, es geht mit uns rund, und es ist nicht leicht, daß dabei das Herz stille und stark bleibt. Wäre es nicht doch vielleicht erhabener und göttlicher, wenn solch ein

Wind gar nicht da aufkäme, wo Jesus im Schiff ist? Würde es nicht die Feinde Gottes viel mehr von der Wahrheit des Herrn überzeugen, wenn es den Kindern Gottes auf Erden gut ginge und sie nicht so von den Winden und Stürmen erfasst würden? Würde nicht eine Fahrt ohne Sturm, ein Wandern ohne Not mehr das Siegel dafür sein, daß wir auf Gottes Seite, auf dem rechten Wege sind? Ist nicht gerade „die viele Trübsal“, durch die wir ins Reich Gottes eingehen müssen, ein Hindernis für das Seligwerden? Wer so fragt, meint nicht, was göttlich ist, sondern was menschlich ist. Nur wenn wir die ganze Angst der Welt in der Nachfolge Jesu Christi an unserem Leben und Herzen erfahren, nur dann können wir auch kennenlernen, was es ist mit dem Frieden Gottes. Nur in den Nöten und Stürmen unseres Lebens wird unser Glaube geschult und gestärkt, daß wir an Jesus nicht irrewerden. Die Windwirbel, die uns so oft als die tiefste Not unseres Lebens erscheinen und auf die wir wie auf plötzliches Unwetter immer gefaßt sein müssen, werden uns einmal offenbar werden als Gottes Hilfsprediger, als seine Diener, die uns näher zu ihm führen mußten.

Jesus schläft im Sturm. Er verbirgt nicht seine menschliche Schwachheit vor den Augen seiner Jünger. Müde, abgekämpft liegt er auf einem Kissen und schläft im Sturm. Er ist uns in allen Dingen gleich geworden, auch was den gebrechlichen Körper angeht. Er kennt unsere Not und kann Mitleid haben mit unserer Schwachheit, daß es wohl einmal über die Kraft geht. Er war müde, aber seine Ruhe im Sturm zeigt uns auch, wie sehr er sich geborgen fühlte in seinem Vater. Er kannte keine Furcht, weil er innerlich ruhte in seinem Gott. Und auch das gab ihm die Stille, daß er sich seines Weges immer gewiß war. Auch diese Fahrt über den See war kein eigener, selbsterwählter Weg. Er wußte sich jeden Augenblick in der genauesten Bewahrung seines Vaters, weil er jeden Augenblick seinen Fuß auf den Weg setzte, den Gott ihm bestimmt hatte. Selbsterwählte Wege

führen in viel Herzeleid hinein und lassen uns nicht zur Ruhe kommen. Wo wir auf eigenen Wegen wandeln, da kommen wir an die Wetterecken unseres Lebens, aus denen die Stürme uns bedrohen. Auf solcher Fahrt wird das aufgeregte Herz die wohlthuende Ruhe nicht finden. Die Nerven werden überlastet, und selbst der Körper muß seinen Schlaf entbehren. Wir zersorgen uns, weil wir die Führung unseres Lebens selbst in die Hand nahmen. Jesus schläft mitten im Sturm, weil er in des Vaters Hand ruht und dem Winke seiner Augen folgt.

Es war für die Jünger bei dem Sturm noch eine besondere Anfechtung, daß Jesus schlief. Auch wir kennen wohl Zeiten des Sturmes, bei denen es uns ist, als ob Jesus schlief. Wir vernehmen keine besondere Zusprache seines Wortes, wir empfinden nichts von der Wirksamkeit seines Geistes, wir sind so arm und leer, gerade da, wo wir seines Trostes so sehr bedürftig wären. Hat seine Barmherzigkeit denn ein Ende? Es scheint, als gehe es ihn nichts an, daß bei uns alles drüber und drunter geht. Der Meister schläft — aber sein Herz wacht. „Er wird zwar eine Weile mit seinem Trost verziehn“, aber es wird auch für uns der Augenblick kommen, wo er seine Gegenwart in Macht und Herrlichkeit in unserem Leben offenbar werden läßt.

Was taten die Jünger, als Jesus schlief? Sie zankten sich nicht untereinander. Das zu erwähnen ist nicht unnötig. Wie viele Stunden der Not, in der wir doppelt eng zusammenrücken und uns einander helfen sollten, werden dadurch zu Stunden der Sünde, weil wir in unserer Reizbarkeit uns gegenseitig Vorwürfe machen und anklagen. Zeiten, in denen Gott uns besonderen Segen innerer Vertiefung zugehört hatte, werden zu Zeiten trauriger Niederlage, weil wir uns gehen lassen und nicht in Zucht halten und, statt in uns zu schlagen, um uns schlagen.

Sie wecken den Meister und nehmen Zuflucht zu ihm: „Fragst du nichts darnach, daß wir verderben?“ Es ist die Sprache des Unglaubens: „Wir verderben!“ Es ist der

Blick des Pessimisten, der nur das Schwarze, nur den Tod sieht: „Wir gehen unter!“ Warum haben die Jünger ihn denn nicht schon früher geweckt? Warum muß es denn immer erst bis zum Äußersten kommen, bis wir zu unserem Herrn die Zuflucht nehmen und ihn anrufen? Auch wir machen es so wie die Jünger, daß wir zunächst in eigener Kraft und eigener Weisheit aus unserer Verflemmung herauszukommen versuchen und erst, wenn die Wasser uns an die Seele steigen, sich uns ein Gebet zum Herrn entringt. Warum haben wir ihn nicht früher geweckt? Er will sich so gerne von uns „wecken“ lassen.

„Fragst du nichts darnach, daß wir verderben?“ Es klingt wie leiser Tadel, wie ein Vorwurf. Die Jünger stießen sich an der Ruhe ihres Meisters. Wie vielen hatte er heute schon in ihrem Leid und ihren Krankheiten geholfen, und die Seinen läßt er im Stich. Bitter klagt auch heute manch ein Herz in seiner Not: „Nach mir fragt Gott nichts, um mich kümmert sich niemand, auch kein Gott in der Höhe, gegen mein Geschick ist er gleichgültig.“ Es ist beschämend, daß wir so schnell an unserem Gott irrewerden. Aber wenn die Bitterkeit sich dann nur nicht verhärtet in Verzweiflung und Lästerung Gottes, wenn sie sich dann nur löst in die vielleicht zaghafte Frage: „Fragst du nichts danach, daß wir verderben?“ Es steckt in dieser Frage der Jünger doch noch ein wenig Glauben, und es ist besser, daß wir mit unserem armen Glauben schreien zu Gott, als wenn wir schweigen und verzagen und uns zergrübeln, auch wenn dann der armselige Rest unseres Glaubens wie Tadel und Vorwurf klingt. Der gütige Gott wird auch in solchem Fragen die Not unserer Seele erkennen und uns helfen.

Den der Sturm nicht geweckt hatte, den wecken die Angstrufe seiner Jünger. Die Schläge der Wellen, die Stöße des Windes konnten in seiner Seele keine Unruhe wirken, aber als verstörte Gemüter und verwirrte Herzen seinen Namen nannten, da war er feinhörig, so wie eine Mutter, die durch

allen Lärm des Haushalts hindurch wohl einmal schlafen kann, das leiseste Tönchen ihres Kleinsten in seinem Bettchen aber vernimmt und alsbald aufwacht. „Das Verlangen der Elenden hörst du, Herr; ihr Herz ist gewiß, daß dein Ohr darauf merket“ (Ps. 10, 17).

„Jesus stand auf und bedrohte den Wind und sprach zu dem Meer: Schweig und verstumme!“ Wie war bei ihm Göttliches und Menschliches so nahe beieinander. Müde lag er auf dem Kissen und stand im nächsten Augenblick auf als der Herr der Welt. Den Gesetzen der Natur war er unterworfen und doch gehorchen ihm der Wind und das Meer. Die Wasser bedrohen ihn, da bedroht er Wind und Wasser. Er hat Gewalt über die Gewalten. Er sprach zu dem Meer: „Schweig und verstumme!“ Das Meer sprach eine bedrohliche Sprache. Die Wasser, die uns bestürmen, haben oft sehr vernehmliche Stimmen. Sie raunen es uns zu, leise und hastig: „Du bist verloren.“ Sie umbrüllen uns und übertönen all unser Beten und Schreien: „Nun ist es vorbei, nun gehst du unter.“ Es ist, als ob die Dinge unseres Lebens, die Verhältnisse, die Engpässe, es ist, als ob die Krankheiten und Geschäftsforgen alles lebendige Wesen wären mit schnellen Zungen, mit lauten Stimmen, mit bedrohlichen Gebärden. Sie reden uns zu, sie stürmen auf uns ein, sie wollen das arme Herz zur Verzweiflung bringen. Und ob wir uns die Ohren zuhalten und ob wir die Augen schließen, in unserem Herzen werden alle die Stimmen wieder wach. Da geht es laut her, und unsere Seele sitzt verschüchtert und verängstigt in ihrer heimlichsten Kammer und wagt nicht hervorzugehen, so wie die Kinder Israel sich versteckten, als draußen der Goliath einherschritt und den Gott Israels lästerte. Man hörte die Stimme, ob man auch den Riesen nicht sah. Und wir hören die Stimmen alle, und manchmal ist es, wie wenn sie durch Lautsprecher zu uns kämen, daß alle Wände widerhallen. Das Meer spricht, und das Wort des Sturmes ist gut zu verstehen.

Jesus sprach: „Schweig und verstumme!“ Da hört das Wallen und Toben auf, da ward eine große Stille. Man hört nur noch das Klopfen der Herzen, den Widerhall der Angst, die eben durchlitten ist. Selige Stille, wenn Jesus in unserem Leben Stürme gestillt hat und Gebrause und Tumult in tiefe Ruhe fällt. Da kommt Jesus zu Wort.

Bei Matthäus lesen wir die Reihenfolge etwas anders. Markus berichtet uns, daß der Herr erst die Ruhe geschaffen hat und dann ihnen seine vorwurfsvolle Frage entgegenhält. Hätte er mit dem Tadel angefangen, vielleicht hätte es bei diesen aufgeregten Leuten nicht viel gewirkt. Nachdem er den Elementen Ruhe geboten hatte, griff jetzt sein Wort in die Tiefe der Herzen hinein. Wohl dem, der nach dem Sturm nicht allfogleich in neue Unruhe läuft und mit dem billigen Trost: „Es hat noch einmal gut gegangen“ sich die ernste Mahnung einer schweren Stunde aus dem Sinn schlägt, sondern der still auf seinen Heiland schaut und auf ihn lauscht. In den Stürmen wird seine Stimme oft übertönt, um so mehr sollen wir in der Stille achthaben auf das, was er sagt. Da hält er uns alles vor, da kommen seine Fragen: „Wie seid ihr so furchtsam? Wie, daß ihr keinen Glauben habt?“ Da müssen wir uns schämen. Der Heiland tadelt die Jünger nicht, daß sie ihn geweckt haben, sondern daß sie nicht Glauben haben. Daß sie ihn weckten, das hat die heilsame Folge dieser seiner tadelnden und mahnenden Worte. Warum der Unglaube? Jesu Ruhe gab ihnen nicht das Recht, an seiner Liebe zu zweifeln. Warum unsere Furcht? Ob wir auch gleich nichts fühlen von seiner Macht, das darf kein Grund für uns sein, seine treue Fürsorge uns fraglich erscheinen zu lassen. Wie, daß ihr noch keinen Glauben habt? So viel schon haben wir mit ihm erlebt, so mannigfache Durchhilfe erfahren, und noch immer wird unser Herz an seiner Liebe irre, wenn nur ein wenig sich der Horizont mit Wolken bezieht. Glaube ist das Seilmittel für aufgeregte und müde Nerven, das ist die einzige Hilfe für ein verzagtes Herz. Der Blick auf

ihn gibt unserem Leben die Stille, auch in den Stürmen. Je mehr wir von allem anderen absehen und im Vertrauen an ihm hängen, um so mehr wird über unser Leben das Staunen kommen: „Wer ist der?“ Über den Wundern seiner Hand wird unser Herz befestigt im Vertrauen auf ihn, und der Ertrag der Sturmfahrten unseres Lebens ist die tiefe Stille: „Wind und Meer sind ihm gehorsam.“ Der Wind und die Wellen tun, was er will — still, nur still!

Im Dienst an den Brüdern

Apg. 20, 17—35. Aber von Milet sandte er gen Ephesus und ließ fordern die Ältesten von der Gemeinde. Als aber die zu ihm kamen, sprach er zu ihnen: Ihr wisset von dem ersten Tage an, da ich hin nach Asien gekommen, wie ich allezeit bin bei euch gewesen und dem Herrn gedient habe mit aller Demut und mit viel Tränen und Anfechtungen, die mir sind widerfahren von den Juden, so mir nachstellten; wie ich nichts verhalten habe, das da nützlich ist, daß ich's euch nicht verkündigt hätte und euch gelehrt öffentlich und sonderlich; und habe bezeugt, beiden, den Juden und Griechen, die Buße zu Gott und den Glauben an unsern Herrn Jesus Christus. Und nun siehe, ich, im Geiste gebunden, fahre hin gen Jerusalem, weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird, nur daß der Heilige Geist in allen Städten bezeugt und spricht, Bande und Trübsale warten mein daselbst. Aber ich achte der keines, ich halte mein Leben auch nicht selbst teuer, auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden und das Amt, das ich empfangen habe von dem Herrn Jesus, zu bezeugen das Evangelium von der Gnade Gottes. Und nun siehe, ich weiß, daß ihr mein Angesicht nicht mehr sehen werdet, alle die, bei welchen ich durchgekommen bin und gepredigt habe das Reich Gottes. Darum bezeuge ich euch an diesem heutigen Tage, daß ich rein bin von aller Blut; denn ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündigt hätte all den Rat Gottes. So habt nun acht auf euch selbst und auf die ganze Herde, unter welche euch der Heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeinde Gottes, welche er durch sein eigen Blut erworben hat. Denn das weiß ich, daß nach meinem Abschied werden unter euch kommen greuliche Wölfe, die die Herde nicht verschonen werden. Auch aus euch selbst werden aufstehen Männer, die da verkehrte Lehren reden, die Jünger an sich zu ziehen. Darum seid wach und denket daran, daß ich nicht abgelaßen habe drei Jahre, Tag und Nacht, einen jeglichen mit Tränen zu vermahnen. Und nun, liebe Brüder, ich befehle euch Gott und dem Wort seiner Gnade, der da mächtig ist, euch zu erbauen und zu geben das Erbe unter allen, die geheiligt werden. Ich habe euer keines Silber noch Gold noch Kleid begehrt. Denn ihr wisset selber, daß mir diese Hände zu meiner Nothdurft und derer, die mit mir gewesen sind, gedient haben. Ich habe es euch alles gezeigt, daß man also arbeiten müsse und die Schwachen aufnehmen und gedenken an das Wort des Herrn Jesu, daß er gesagt hat: „Geben ist seliger denn Nehmen.“

Der Gottesbote und seine Botschaft

Von Ephesus hatte Paulus die Ältesten der Gemeinde nach Milet kommen lassen, um dort von ihnen Abschied zu nehmen. Es ist ein ergreifender Augenblick im Leben des Paulus. Er ahnt, daß sich große Wandlungen vollziehen werden. Sein Dienst, den er bisher getan hat, wird ihm aus der Hand ge-

nommen, und der Weg nimmt eine ernste Wendung, in Leiden und Trübsal hinein. In wenigen Stellen der Schrift können wir so in sein Herz und in die Art seines Wirkens hineinschauen wie hier, wo uns die ganze Liebe, der heilige Ernst und die königliche Ruhe des Apostels in die Augen fällt.

Es ist bezeichnend für ihn und ein wichtiger Wink für uns alle, daß er zunächst von sich selbst und seinem Wandel unter den Gemeinden spricht. Der Apostel weiß, wieviel darauf ankommt, daß der Bote des Evangeliums unsträflich wandelt nach Gottes Wort. Das muß auch uns zunächst mit ganzem Ernst erfassen: Auf den Mann kommt viel an, der die Botschaft bringt. — Im Dienst an der Gemeinde ist das Vorbild des Zeugen Jesu Christi von großer Bedeutung. „Das, was du tust, spricht so laut, daß ich gar nicht hören kann, was du sagst.“ Dies Wort mag wohl manchmal in den Herzen aufklingen, wenn sie bei uns, die wir die herrliche Botschaft verkündigen, oft so jämmerliche Menschlichkeit und so böse Fehler beobachten. So wollen wir nicht zuerst auf die theologische Ausrüstung den Hauptton legen. Wichtiger ist, daß wir Menschen Gottes sind, und daß Christus eine Gestalt in uns gewinne (Gal. 4, 19).

So überraschend wie die Tatsache, daß Paulus zunächst auf den Wandel hinweist, ist uns vielleicht auch die zweite Beobachtung, daß er als das erste, worauf er Gewicht legt, die Demut nennt: „Ich habe dem Herrn gedient mit aller Demut“ (Vers 19). Auch hier müssen wir sagen, daß der Apostel den Finger auf das Wichtigste legt, was gesagt werden kann. Wenn wir von oben herab mit den Menschen sprechen, wenn unsere Worte hart und stolz wie erbarmungsloser Hagelschlag auf die Herzen treffen, können wir gewiß sein, daß uns der Eingang zum Innern der Leute verschlossen bleibt. Nein, wir wollen es uns immer wieder vor Augen halten, daß auch wir Menschen sind, denen Barmherzigkeit widerfahren mußte. Laßt uns oft daran denken, wie auch wir in der Not gefessen haben! Laßt uns immer wieder unseren zerrissenen Schuld-

brief gründlich studieren und aus der Vergessenheit hervorrufen, was der Herr uns alles hat vergeben müssen, als seine Stunde gekommen war! Wie arm waren wir damals! Wie hat uns da die Liebe der anderen getröstet, als wir noch tastend auf dem Wege waren, unseren Heiland zu suchen. Wie ist uns der Himmel aufgegangen, als Gott sich unserer schließlich annahm. Nur der wird letzten Endes in das Kernwerk der Seele eines anderen eindringen, in dessen Stimme etwas nachzittert von Stunden tiefer Beugung und Zerbrechung und von den seligen Zeiten der Erfahrung göttlicher Gnade.

Und auch das wird uns zum Dienst fähiger machen, wenn wir täglich in tiefer Demut mit ganzem Ernst alle Schuld unseres Lebens unerbittlich richten und die Verderbtheit unseres Herzens mit nüchternen und aufrichtigen Augen ansehen. Je älter wir werden, desto mehr werden wir erkennen, wie gründlich wir uns selber mißtrauen müssen, da unser Herz immerdar den Irrweg will. Nur wer es als den Grundton seines inneren Lebens stets gegenwärtig hat, daß er selbst zu jeder Sünde fähig ist und nur der Barmherzigkeit Gottes allein sein Heil und seine tägliche Bewahrung verdankt, daß Gnade allein es ist, die uns hält und auf die wir uns stützen wollen, bis wir angelangt sind am gewünschten Ziel, nur der wird fähig sein, den Brüdern zu helfen. „Wir sind alle wie die Schornsteinfeger, wir lassen überall einen schwarzen Fingerabdruck zurück“, sagte einmal der alte Pastor v. Bodelschwingh. Ach, wir merken es nicht nur in unserem persönlichen Leben, im Umgang in der Familie und im Beruf, wir merken es auch oft genug mit bitterem Schmerz gerade in unserer Arbeit für den Herrn, daß solche schwarzen Fingerabdrücke den Weg kennzeichnen, den wir gegangen sind. Wie oft müssen wir den Herrn bitten: „Mache du es wieder gut und heile du den Schaden, den ich angerichtet habe!“

Es kommt ja manchmal über uns wie eine lähmende Nacht, fast wie eine Ohnmacht, wenn wir uns gestehen müssen: Ich mache ja alles verkehrt. Fehler, die man selbst bei einem

Anfänger nicht mehr erwarten sollte, stehen zuhauſ in meinem Weg, den ich gegangen bin. Wenn der Herr mich nicht an der Hand führt, dann mache ich ſicher alles falſch. Was wir früher vielleicht nicht ſo verſtanden haben, das wird uns jetzt zum täglichen Seufzer, den wir dem Herrn in ſein Auge hinein ſagen: „Ohne dich können wir nichts tun.“ Es iſt ein Segen Gottes, es iſt das größte Geſchenk, es iſt die himmlische Gabe, die Gott einem Menſchen ſchenken kann, wenn er ihm gibt — ein gebeugtes Herz!

Was aus einem gebeugten Herzen kommt, das nimmt auch ein ſelbſtbewuſter, oft ſo ſtolzer Mann gerne an; denn in einem ſolchen gebeugten Herzen wohnt die wahre, gottgewirkte Liebe. „Mit viel Tränen“ hat Paulus ſeinen Dienſt getan. Er war ſicher kein weicher Mann und ſein Gebaren nicht weinerlich, ſondern er ſteht vor uns als ein Held aus Eichenholz. Aber dieſer Rieſe konnte weinen; ihm kamen die Tränen über der Noth der Menſchen. Er hatte „herzliches Erbarmen angezogen“, und dies war der Ton, der die Muſik machte in all ſeiner Verkündigung. Sind uns ſchon einmal die Tränen gekommen über Menſchen, die verlorengehen? Siel über unſere Seele einmal ein Schluchzen, das nur Gott gehört hat, wenn wir einen, an den wir viel Mühe gewandt haben, den Weg des Verderbens einſchlagen ſahen? Oh, wir ſind ſo ſehr „nüchtern“ geworden, wir treiben unſere Arbeit ſo „ſachlich“. Unſer Gang iſt ſo gemessen, ſo oft fehlt uns die Liebe. Und darum haben wir keinen Blick für das gebrannte Herzeleid, das oft aus dem Auge etwa eines jungen Mannes herausſchreit, wiewohl ſein Mund verkniffen und geſchloſſen bleibt. Welch einen Abgrund von Jammer trägt mancher in ſeiner Bruſt umher: die Noth ſeiner Entwicklungsjahre, daß er ſich ſelbſt ein Räſſel iſt und keinen Keim zu machen weiß auf die tauſend Forderungen und Triebe ſeines Blutes, auf die Welt, die ihn umgibt, daß zu Hauſe Vater und Mutter in Streit liegen und das Heim eine Hölle geworden iſt, daß er im Beruf keine Befriedigung findet und mit dem beſten Willen nicht

sagen kann, wofür er auf der Welt ist — ach, wie mancherlei Stimmen von Not und Unruhe klingen oft in einem jungen Herzen durcheinander, und wir hören es nicht; wieviel Verzagtheit und Verzweiflung wohnt so dicht hinter dem scherzenden Mund und den lachenden Augen, und wir sehen es nicht. Was sollen wir da tun? Brüder, sie liebhaben, ganz einfach liebhaben. Laßt uns unsere Arbeit, da, wo uns der Herr in seinen Dienst gestellt hat, nicht geschäftlich abmachen, weil wir heute gerade „Dienst haben“. Laßt uns alle Rücksicht auf geschäftliche und organisatorische Fragen hinauswerfen aus unserem Umgang mit den Menschen, wenn wir es wagen, mit ihren Seelen zu reden. Wir haben es mit zuckenden Menschenherzen zu tun, in denen der Schrei nach ewigem Frieden emporbricht. Was wir sonst noch alles beachten müssen, mag auch nicht unwichtig sein. Laßt uns eins nie vergessen: Vor allem müssen wir sie liebhaben.

* * *

Der Weg des Gottesboten ist nicht ohne Schwierigkeiten. Auch Paulus hat sein gut Teil davon mitbekommen. Er deutet es mehr an, als er es ausführt, wenn er von den Anfechtungen spricht, „die mir widerfahren sind von den Juden, so mir nachstellten“. Aber der demütige Mann mit dem zarten, liebevollen Gemüt stand wie ein eherner Turm in göttlicher Unererschrockenheit und männlichem Mut gegenüber den Widerständen, die er erfuhr. Wir wollen uns nicht darüber wundern, wenn wir bei unserer Arbeit für unseren Seiland, ihm Menschen zuzuführen, immer wieder auf Anfechtungen stoßen. Solche Widerstände brauchen nicht ein Zeichen dafür zu sein, daß wir auf dem falschen Wege sind; sie sind oft gerade der Beweis und die Quittung dafür, daß wir die göttliche Richtung eingeschlagen haben. „Mir ist eine große Tür aufgetan, die viel Frucht wirkt, und sind viel Widersacher da“ (I. Kor. 16, 9). Es klingt, als ob das dem Apostel Paulus ganz selbstverständlich wäre: und viel Widersacher! Er sagt nicht „aber“,

als wäre das überraschend für ihn oder eine Enttäuschung oder tief bedauerlich, er weiß, daß das der Weg des Meisters war, und wie sie ihn gehaßt haben, so werden sie auch zu aller Zeit seine Boten und Jünger hassen. Laßt uns nicht bange werden! Ich möchte dies besonders denen sagen, denen es wirklich zum Bangewerden zumute sein kann, die so einsam und verlassen an ihrem Werk stehen, oft gerade wie Paulus von denen angefochten, von denen sie eigentlich Hilfe und Unterstützung erwarten könnten. Laßt uns nicht bange werden! Wer den Herrn verkündigt, wird seine Feinde haben, oft gerade da, wo er sie nicht vermutet.

Und manchmal kommt es faustdick, dies Wüten des Widerstandes, der Spott und die Verleumdung, und ein treues Bruderherz wird wohl bis in die Tiefen gekränkt durch das, was man alles ihm nachsagt oder bei ihm vermutet. Laßt uns nicht bange werden und nicht zurückweichen. Und wenn es bis zu Anfechtungen und Nachstellungen durch Menschen kommt, und wenn man uns dahin bringen will, unseren Posten aufzugeben und unsere Stellung zu verlassen, wenn es uns wohl einmal den Atem berauben will und uns innerlich unsicher macht: „Bin ich vielleicht doch auf falschem Wege, sollte ich denn allein die Wahrheit haben, wo so viele gegen mich stehen?“ — Gott schenke euch einen heiligen Trost nach Luthers Art, ein aus dem tiefen Gottesfrieden geborenes *Durc h a l t e n*, bis ihr wieder Luft bekommt! Er schenke euch in köstlichen Stunden stiller Zwiesprache mit ihm die Erfahrung des Psalmisten: „Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde.“

* * *

Den großen, starken Halt für seine Arbeit nahm Paulus aus der Gewißheit, daß er der Bote einer göttlichen Botschaft sei, einer Botschaft, die es sich wohl lohne, den Menschen zu bringen, ja, von der das ewige Heil der Menschen abhängt. Darum betont er mit besonderem Gewicht zweimal (Vers 20 und 27), daß er ihnen „nichts verhalten“ habe

von dem, was nützlich ist, oder wie er's das andere Mal ausdrückt: „Daß ich nicht verkündigt hätte all den Rath Gottes.“ Paulus wußte sich mit seinem ganzen Wirken in der Ewigkeit verankert, im Herzen Gottes. Er brachte nicht seine Gedanken oder Gedanken anderer Menschen, auch nicht ihre Gedanken über Gott, sondern er verkündigte all den Rath Gottes, die Gnade und den Frieden, wie er es so oft im Eingang seiner Briefe sagt, „von Gott und unserem Herrn Jesus Christus“. Das ist der Rath Gottes, den auch wir verkündigen sollen.

Wahrlich, des Paulus Botschaft war nicht langweilig, sondern vielseitig, so sehr sie ganz auf einen Punkt eingestellt war. Auch unser Dienst muß sich davor hüten, daß er irgendwie in die Langeweile verfällt. Langeweile ist der Tod alles geistigen Lebens, und wer immer dasselbe sagt, so daß die Leute schon vorher wissen, was jetzt kommt, wird sich ganz sicher ihre Aufmerksamkeit verschmerzen. Ist in unseren Bibelbesprechungen nicht doch oft diese Gefahr vorhanden? Das kommt daher, daß wir uns viel zu sehr an altbekannte Dinge halten, daß wir nicht den ganzen Rath Gottes verkündigen, sondern uns mit zwei oder drei oder sieben Hauptwahrheiten begnügen, die wir immer wieder treiben der Reihe nach, immer wieder von vorne, während das bunte, mannigfaltige Feld des Wortes Gottes uns so viel Abwechslung und Reichhaltigkeit bietet, daß wir immer wieder mit Überraschungen kommen können, wenn wir nur selber in Gottes Wort zu Hause sind. Wieviel ungehobene Schätze liegen noch in den Lebensbeschreibungen des Alten Testaments, wieviel verborgene Perlen und Edelsteine auch in Stücken, von denen man anfangs vielleicht den Eindruck hatte, daß sie recht wenig geistlichen und heilsgeschichtlichen Wert besitzen. Wahrlich, der Stoff geht uns nicht aus, wenn wir uns nur an den Stoff heranmachen und uns die Mühe geben, die starken, großen Gedanken Gottes in der vielseitigen und abwechslungsreichen Art einzufleiden und darzubieten, wie die Schrift es tut. Da würde manchmal ein Vers uns Inhalt genug bieten für eine ganze Bibelftunde.

Solches Schöpfen aus der Schrift würde uns auch davor bewahren, daß wir unsere besonderen Steckenpferdchen reiten, eine böse Angewohnheit, die bei klugen und aufmerksamen Zuhörern uns bald der Lächerlichkeit preisgibt. Es gilt, all den Rat Gottes zu verkündigen. Und wenn der Apostel betont, daß er „nichts verhalten“ habe, so ist ihm das darum so wichtig, weil er weiß, daß die ganze Wahrheit Gottes uns darum offenbart wurde, damit wir völlig genesen von der Krankheit unserer Sünde „und ein vollkommener Mann werden, der da sei im Maße des vollkommenen Alters Christi“ (Eph. 4, 13). Viele Fehlentwicklungen in lebendigen Kreisen der Gemeinde Gottes sind darauf zurückzuführen, daß die Verkündiger des Evangeliums die Botschaft einseitig gehandhabt haben und sich nicht immer wieder durch die Fülle göttlicher Schrift selbst haben zurechtweisen lassen. Paulus weiß auch, daß erst in der Verkündigung des ganzen Rates Gottes für eine sehr verschiedenartig zusammengesetzte Gemeinde die Gewähr geboten ist, daß durch die vielen und von allen Seiten greifenden und ziehenden Stimmen des Wortes Gottes die verschiedenen Menschenarten zum Heil gerufen werden.

Wie sind wir oft so befangen in der Meinung, daß wir die Botschaft immer gerade so bringen müßten, wie sie uns einst gefaßt hat, oder in einer Weise, daß jedesmal nur die großen entscheidenden Hauptpunkte behandelt werden. Wahrlich, es handelt sich um die eine große Entscheidung für oder gegen Gott, um die Bekehrung der Menschen, um ihre Hingabe an den Herrn. Das darf uns aber nicht dazu veranlassen, immer nur diesen einen Gedanken zu treiben. Wunderbare Erfahrungen macht, wer „all den Rat Gottes“ verkündigt. Er glaubte, den Sinn eines Mannes, auf den sein Auge gerichtet ist, umstimmen zu müssen durch die ernste Botschaft von Buße und Umkehr, und siehe, es traf jenen ein freundliches Wort nach der Melodie: „Befiehl du deine Wege.“ Da sank er seinem Gott an das Herz. Die äußere Not des Lebens hatte ihn so fest gefaßt, daß er für die große, innere Entscheidung gar nicht

die Ruhe und Sammlung aufbrachte. Als ihm die Güte Gottes begegnete, da kam der Entschluß: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“ Wir haben vielleicht — und was möchten wir wohl lieber tun — die Herrlichkeit der Ver-söhnung durch das Blut des Kreuzes dem Volk vor die Augen gemalt, und siehe da, ihre Augen leuchteten erst auf, als wir ihnen sprachen von dem kommenden König und dem neuen Himmel und der neuen Erde, auf welchen Gerechtigkeit wohnen wird. Als sie ihres Lebens Ziel und den Sinn der göttlichen Weltregierung vor Augen sahen, da haben sie auch geforscht nach dem Lamm Gottes, dem (Offbg. 5) Gott die Verwaltung der Trübsale und den Vollzug der Gerichte bis an das Ende übergeben hat, weil in ihm die Gewähr besteht, daß das Gericht ausläuft in Erlösung. Laßt uns, liebe Brüder, all den Rat Gottes verkündigen und die Mühe nicht scheuen und es des großen Fleißes für wert achten, in den Reichtum des Wortes Gottes einzutauchen, damit uns die Bilder und Gleich-nisse gegenwärtig sind, die Gott selbst in seinem Wort seine Knechte brauchen läßt, um Menschenaugen anzulocken und Menschenherzen nach Hause zu führen! Und laßt uns auch dafür sorgen, daß wir einen großen Schatz auswendig ge-lernter Worte aus allen Teilen der Schrift zur Verfügung haben!

Dabei wollen wir uns vor dem Fehler hüten, in irgend-einer Weise den Leuten nach dem Munde zu reden. Wir haben Gottes Rat zu verkündigen, wir haben nicht die Aufgabe, allen religiösen Möglichkeiten des heutigen Menschen zur Erfüllung zu verhelfen, sondern Gottes Boten sind wir. Laßt uns darauf auch wohl achten: Es gilt, der Erziehungs-weisheit Gottes zu folgen und auch in der rechten Weise vom Evangelium aus sein Gesetz zu verkündigen, den Herr-schaftsanspruch des Königs aller Könige, die Autorität aller Autoritäten mit aller Klarheit vor das Auge der Menschen zu stellen. Und dabei wollen wir es vor Augen haben, daß das Gesetz Gottes eine Wohltat für den Menschen ist,

eine Gabe, durch die uns Gott klare Normen gibt und einen festen Halt, da uns gesagt wird, was schwarz und weiß ist, was links und was rechts. Da strahlt der Nordstern, nach dem sich die Schiffer auf stürmischer See zurechtfinden können. Da brennen die Leuchtfeuer, die uns durch die Riffe und Klippen hindurch die rechte Fahrtrinne für unser Schiff zeigen, wenn es den Hafen erreichen will.

Schlimm ist es, wenn die Sünde nicht mehr Sünde genannt und als Sünde gestraft wird oder gar als notwendig zur Erfüllung des ganzen Menschenideals dargestellt wird. In der Verwirrung, die dadurch entsteht, hat schon manches Herz aufgeatmet, wenn ihm die Wohltat widerfuhr, daß Gottes Wort zu ihm kam mit klarer Weisung: „So spricht der Herr!“

* * *

Dann aber wollen wir uns freuen der größten Wohltat, die wir verkündigen dürfen, wie der Apostel es bezeugt hat: „Die Buße zu Gott und den Glauben an unseren Herrn Jesus Christus“ (Vers 21). Das ist Evangelium. Auch Buße zu Gott, auch die Verkündigung von der Notwendigkeit der Umkehr ist eine frohe Botschaft, so bitter ernst sie zunächst dem Menschen begegnet. Wer es einmal erfahren hat, wie ein verirrtes Menschenkind, ein in seinen Sünden festgelaufener aufgeatmet hat bei dem Wort: Du darfst noch einmal ganz von vorne anfangen, es kann noch einmal alles wieder gut werden, — der versteht, daß der Apostel davon spricht, daß Gott die Buße gibt (2. Tim. 2, 25), daß es ein Geschenk Gottes ist, wenn einer umkehrt. Sagt das euren Brüdern, denen in Schuld und Sünde alle Wege ausgegangen sind und die ratlos stehen vor der letzten, grausamen Finsternis; sagt es ihnen, daß sie Buße tun dürfen und Buße tun sollen, „Buße zu Gott“! Manche sind nahe genug dabei, zusammenzubrechen von Gott fort, in Verzweiflung zu versinken in die Traurigkeit der Welt, die den Tod wirkt (2. Kor. 7, 10). Wir wollen ihnen Buße verkündigen „zu

Gott“, daß sie ihr verpfushtes und verfahrenes Leben in Gottes Hand befehlen als Menschen, die nicht mehr weiter können, die keinen Weg mehr wissen.

Dann dürfen wir sie aufrichten mit der frohen Botschaft des „Glaubens an unsern Herrn Jesus Christus“. Das ist es doch, liebe Brüder, was allein hilft und heilt, daß wir einen Heiland haben, daß es eine Vergebung der Sünden gibt, „das Evangelium von der Gnade Gottes“ (Vers 24). Das läßt uns auch immer wieder in unserer Arbeit froh werden und bewahrt uns vor Entmutigung. Jesus, den Heiland, verkündigen! Darüber werden wir ja selber immer wieder herausgehoben aus dem Jammer unseres eigenen Lebens. Was in tiefster Not unsere einzige Hoffnung ist, das wollen wir auch den anderen sagen. Machet sie mit Jesus bekannt, liebe Brüder, daß Jesus ihnen immer wieder in den Sinn kommt, immer dann, wenn sie Gnade bedürfen, wenn sie in Not sind, auch dann, wenn sie sündigen wollen! Sänger wollen wir sein, die nur ein Lied kennen, Herolde, die nur einen Ruf ausstoßen, Maler, die nur ein Rot auf dem Pinsel haben! Das Wort von Jesus, dessen Name hindurchklingt durch all den mannigfachen Rat Gottes zu unserer Seligkeit.

Tief gegürtet in Ernst

Die Boten des Herrn mit ihrer Botschaft haben ihren Glaubenskampf. Paulus spricht von seinem ungewissen Blick in die Zukunft. „Ich fahre hin gen Jerusalem, weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird“ (Vers 22). Er fühlte die Nähe schwerer Stunden; er sah eine schwarze Wolkenwand am Horizont emporsteigen und wußte: Da hinein führt mich mein Weg. Auch der Apostel war nicht allwissend; auch er hat sich durchringen müssen durch viel Not und Anfechtung. Die Zukunft lag dunkel vor ihm. Dies eine nur war ihm gewiß geworden: „Bande und Trübsale warten mein.“

Trübsale stehen auch an unserem Weg und warten auf uns. Wir müssen durch viel Trübsal ins Reich Gottes gehen (Apostelgeschichte 14, 22). Der Glaube an den lebendigen Gott ist keine Versicherung gegen Hagelschlag. Hat die Welt Trübsal, so ist den Jüngern Jesu viel Trübsal zugesagt. Ein tägliches Kreuz, ein tägliches Sterben. Das bezieht sich nicht nur auf unsere Arbeit für den Herrn, in der wir durch Anfechtung und Not hindurchmüssen, nein, der Bote des Kreuzes mit der Botschaft vom Kreuz wird auch in seinem Leben merken, wie Gott es aufbaut im Stil des Kreuzes, und er muß einwilligen, daß das Haus seines natürlichen Lebens, das er in der großen Entscheidungsstunde auf Abbruch verkauft hat, nun auch abgebrochen wird. Dabei wird Blut fließen, das geht nicht ohne Schmerz. Es stirbt sich nicht so leicht. Und uns will es wohl manchmal die Rede verschlagen, wenn wir sehen, wie ernst der Selige in der Höhe in das Leben seiner Knechte, oft gerade der treuesten und hingeebensten, eingreift. Wieviel leibliche Not und Krankheit, wieviel Familiendruck, wieviel Geschäftsnot legt Gott oft auf das Leben seiner Geliebten.

Es scheint uns manchmal, als ob Gott selber damit sein Reich aufhalte, wenn er einen gesegneten Zeugen lahmlegt, wenn gesalbte Lippen lange Zeit schweigen müssen, wenn ein „getreuer Eckart“, der vielen in unserem Kreis eine Stütze und eine Säule war, sich selbst in Schmerzen winden muß und das fröhliche Auge so trüb umflort ist. Und doch hat Gott dabei seine heiligen Absichten, wenn er seine Knechte in den tiefen Ernst solcher Zeiten hineinführt. Man hätte meinen sollen, daß des Paulus Wirksamkeit vor der Zeit gebrochen worden sei durch seine Gefangennahme, und wir können doch nur froh sein über dieser schweren Führung Gottes, denn ihr verdanken wir alle die Briefe, die Paulus hinter Kerkerthüren geschrieben hat, eben weil er behindert war, zu seinen Gemeinden zu reisen. Die Bande und Trübsale des Apostels waren ein wichtiges Mittel Gottes, seine Gemeinde auf Erden zu bauen. Wie hätte der eifrige Mann sonst je die Zeit gefunden, alles, was ihm Gott offenbart hatte, niederzuschreiben. Gott macht keine Fehler.

Und wie hat gerade durch sein Leiden der Herr seinen Knecht zubereitet, daß er ein Zeuge seiner herrlichen Botschaft werde. Darum wurde er in die Tiefen der Not geführt, daß er fast am Leben verzagte, damit er „trösten könnte, die da sind in allerlei Trübsal, mit dem Trost, damit wir getröstet werden von Gott“ (2. Kor. 1, 4). Als ich einmal in großer Verlegenheit war und einem alten Bruder mein Leid klagte, hat er mir nicht viel Trost gesagt, aber tat mir seine Weisheit folgendermaßen kund: „Wenn der Pastor in der Presse ist, bekommt die Gemeinde das Öl“, und es war mir, als wenn er mich ein wenig anlachte, oder fast möchte ich sagen auslachte: Das kommt davon, wenn man solch hohen Dienst für sich in Anspruch nimmt, dann muß man auch die Ausrüstungskosten bezahlen. Fast war ich einen Augenblick dem Siebzigjährigen böse, später habe ich ihn dankbar verstanden. Wollen wir wirklich mit unserer Botschaft hineingehen in der Menschheit ganzen Jammer, dann dürfen wir

uns dem nicht entziehen, daß Gott ein gut Teil von der Not dieser Welt auch in unser Leben und Herz hineinschlagen läßt. Wie stark drückt es Hiskia aus: „Er zerbrach mir alle meine Gebeine wie ein Löwe . . . Ich winselte wie ein Kranich und wie eine Schwalbe und gurrte wie eine Taube; meine Augen wollten mir brechen: Herr, ich leide Not; lindere mir's!“ (Jes. 38, 13—14). „Um Trost war mir sehr bange. Du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe“ (Jes. 38, 17). Wer des Hiskia Lebensgeschichte einmal durchlesen wird, der wird finden, daß an mehr als einer Stelle es von ihm heißt: „Er redete freundlich mit den Leuten.“ Das hat er gelernt in den Stunden, in denen Gott in seiner Not freundlich mit ihm sprach.

Saben wir es auch beachtet, daß der Apostel sagt: „Der Heilige Geist in allen Städten bezeugt und spricht, Bande und Trübsale warten mein dafelbst“? Es waren zum Teil Menschen, durch die Gott in den einzelnen Städten es dem Apostel Paulus gewißmachte, daß er erstens Zeiten entgegengehe. Für ihn war es durch alles hindurch die Stimme des Heiligen Geistes, die er vernahm; denn was die Menschen ihm sagten, klang zusammen mit dem, was in stiller Stunde ihm Gottes Geist offenbart hatte. Da sehen wir hinein in ein Geheimnis des Apostels. Das war seine Waffe, das war sein einziger Schutz, den er hatte gegenüber dem Sorgengeist und der Angst. Wunderbar, wenn ein Mensch unter den dunklen Wolken des Leides, da die Sorgen wie gewappnete Männer sein Herz bestürmen und ihm den Ausblick verbauen wollen, den Weg findet zu Gottes heimlichem Zelt der Zusammenkunft, zu dem Gott, von dem er weiß, er versteht mich, wenn mich niemand versteht, er kennet meine Wege und hat alle meine Tage geschrieben in sein Buch. Auch in der Arbeit für den Herrn und all der Not, die sie mit sich bringt für den, der mit der Herzgrube arbeitet und seine Seele daransetzt, ist dies die starke Quelle der Kraft: ein Leben des Gebetes, verborgener Umgang mit dem Herrn.

Und ist es nicht so: Wenn Gottes Geist uns von un-

seren kommenden Trübsalen spricht, dann ist es nur halb so schlimm, dann ist die tiefste Not schon überwunden. Wenn Menschen unken und ihre klugen Finger warnend erheben und es für besonders fromm halten, uns immer wieder bange zu machen: „Du bist noch nicht am Ziel, es wird noch viel Schweres kommen“ — das nimmt uns den Mut, das wird uns zu schwer. Wenn aber Gottes Geist es uns sagt, daß Trübsale unserer warten, dann wissen wir: Ich bin auch in der Trübsal nicht allein, „und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn — du — bist — bei — mir“. Es mochte den alten Josua manchmal schwer bedrückt haben, daß er so alt geworden war und hatte seine Aufgabe noch nicht erfüllt. Da sprach der Herr zu ihm: „Du bist alt geworden und wohl betagt, und des Landes ist noch sehr viel übrig einzunehmen . . .; so teile nun dies Land . . .“ (Josua 13). Wie wird da der Friede Gottes über den alten Knecht des Herrn gekommen sein. Es war seine Not, daß er sich klarmachen mußte: Du bist alt geworden. Jetzt, wo Gott selbst das Wort in den Mund nimmt: „Josua, du bist alt geworden“, da war es nur halb so schlimm. Also Gott weiß es, Gott rechnet damit, und Gott hat doch noch seine Aufgabe für mich und wirft mich nicht weg. So mag es auch dem Paulus gegangen sein. Über viele der Menschen, die ihm Trübsal weis sagten, konnte er getrost hinwegsehen; wenn er aber aus dem Munde eines treuen Bruders die Stimme des Heiligen Geistes hörte, dann wußte er: Gott schickt den Boten, und Gott ist mitten darinnen in meiner Not, die kommen wird. „Sluten der Trübsal verrauschen, vergehen, Jesus, der Treue, bleibt ewig dir stehen.“

Darum war der Apostel imstande zu solchem kühnen Wort: „Ich halte mein Leben nicht selbst teuer“ (Vers 24). Dann brach der Heldenmut des Mannes, der alles auf eine Karte gesetzt und sein Leben seinem Gott zum Opfer gebracht hatte, wieder durch. Mein Leben ist nicht die Hauptsache, die Hauptsache ist mein Dienst, „daß ich vollende meinen Lauf mit

Freuden und das Amt, das ich empfangen habe von dem Herrn Jesus". Das ist der Ton des treuen Kämpfers, den wir aus seinen Briefen so oft herausklingen hören. Das ist die Hingabe, die sich auch bis in die Einzelheiten und Kleinigkeiten seines Lebens hinein zeigte. Es ist nicht nebensächlich, daß er ausdrücklich darauf hinweist: „Ich habe euer keines Silber noch Gold noch Kleid begehret“ (Vers 33), und ausdrücklich den Singer legt auf die Selbstständigkeit, mit der er sein täglich Brot mit seiner Hände Arbeit verdient hat und auch den Unterhalt für seine Freunde. Der Apostel weiß, wieviel Arbeit der Knechte Gottes dadurch verdorben wird, daß sie — vielleicht erst in alten Tagen ihres Lebens — der Geldliebe zugänglich werden. Es war dem Samuel in seinen alten Tagen, als er von seinem Amt zurücktrat, das erste und wichtigste, daß er das ganze Volk vor dem Angesicht Gottes herausforderte: „Antwortet wider mich vor dem Herrn und seinem Gesalbten, ob ich jemandes Ochsen oder Esel genommen habe . . ., ob ich von jemandes Hand ein Geschenk genommen habe und mir die Augen blenden lassen?“ (1. Sam. 12, 3). Liebe Brüder, laßt uns vorsichtig sein auf dem Punkt des Geldes und allen bösen Schein meiden! Laßt uns unserem Herzen misstrauen und es besonders genau nehmen mit Silber oder Gold! Es gibt so kleine Schlupflöcher in unserem Herzen, wo die Sünden, die uns in jüngeren Jahren kaum Mühe gemacht haben, ja nur lächerlich vorkamen, später leise sich einschleichen: die Liebe zum Geld, die Rücksicht auf Vorteile. Niemand halte sich für so stark, daß er hier nicht schwach werden könnte! Das Geld hat dem Heiland einen aus der Schar seiner Zwölfe herausgerissen. Nicht umsonst stellt Jesus neben den Herrn in der Höhe den Mammon als den großen Gegenspieler Gottes. Wie wohltuend ist das Bild eines Mannes wie des Paulus, an dessen Händen kein Stäubchen irdischen Gutes klebte. Man hat auch ihn verdächtigen wollen, aber er konnte diese Verleumdungen von sich schleudern, wie er die Watter in das Feuer geschleudert hat. Wohl dem, der es kann!

In einer Schrift von Walter Fley steht der Vers: „Wer auf die preussische Fahne schwört, hat nichts mehr, das ihm selber gehört!“ Schon solch ein Ausdruck vaterländischer Hingabe kommt einem entgegen wie ein erquickender Hauch aus einer höheren Welt. Wieviel mehr sollte es von uns heißen: „Wer auf des Heilandes Fahne schwört, hat nichts mehr, das ihm selber gehört!“ „Ich halte mein Leben nicht selbst teuer!“ Liebe Brüder, wie weit sind wir von diesem Wort entfernt! Wie oft halten wir nicht nur unser Leben, sondern auch in recht kleinlicher Empfindlichkeit unseren guten Namen, dem man zu nahe treten will, und unser „gutes Recht“, dem einer nicht gebührende Achtung erwies, und auch unsere Bequemlichkeiten und Liebhabereien für sehr teuer. Nur wer sich von solcher Selbstsucht täglich aufrichtig reinigt und in den Fußtapfen Jesu Christi geht, der sein Leben nicht selbst für teuer hielt, nur der kann auch, wenn er von Trübsal, Gefängnis und Tod redet, doch durch alles hindurch ein göttliches Lachen bewahren, eine himmlische Seiterkeit, den frohen Mut, der aus des Paulus Wort klingt: „Daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden.“ Mit Freuden! Zwischen ihm und seinem Gott war alles klar, er wußte, daß er die geliebten Brüder nicht wiedersehen werde, er mußte von ihnen gehen, aber sein Herz war ganz getrost. „Mit Freuden!“, das klang durch die vergangenen Jahre, auch durch die Tränen und Mühsale, die hinter ihm lagen. Das sollte auch klingen bis in seine letzte Stunde.

„Das Einige, Notwendige
ist: Christi theilhaft sein
und daß man ihm behändige
Geist, Seele und Gebein.

Da geht man seinen Gang gewiß
und weiß, daß man durch keinen Riß
sich von der Sand, die nie läßt gehn,
getrennet werde sehn.“

* * *

Ein gewaltiger Ernst lag über der Stunde des Abschieds von den Ältesten in Ephesus, und der Apostel tat auch, was er konnte, um ihnen sein Abschiedswort tief eindrücklich zu machen: „Ich bezeuge euch an diesem heutigen Tage, daß ich rein bin von aller Blut“ (Vers 26). Liebe klingt durch dies Wort, aber mehr noch gewaltiger Ernst. Er gibt gewissermaßen das Datum an: „an diesem heutigen Tage“. Heute erfolgt die Mitteilung, heute wird gleichsam der Akt gemacht. Sie sollen es nie wieder vergessen.

Was denn? Daß er rein ist von aller Blut. Das trägt noch einen Ton heiligen Ewigkeitsernstes in seine Sprache hinein. Es geht ums Blut, um Leben oder Tod derer, unter denen er gewirkt hat, um Gerettetwerden oder Verlorengehen, um Himmel oder Hölle. Der Apostel hat ihnen „nichts verhalten“ von Gottes Wahrheit, auch nicht das Wort vom Gericht. Wollen wir rein sein von dem Blut derer, die uns anvertraut sind, so dürfen wir auch diese Wahrheit nicht unterdrücken: Es gibt eine Gnadenzeit! Es gibt ein Ende der Gnadenzeit! Es gibt ein Zu-Spät! Darum ist der Apostel rein von aller Blut, weil er ihnen das alles verkündigt und „nichts verhalten“ hat. Wahrlich, auch wir wollen deutlich sprechen und sagen, um was es geht. Das heißt nicht, daß wir allzu oft und in jeder Verkündigung den Schleier zurückziehen und den Blick lenken in die unerbittliche Wahrheit der ewigen Verdammnis der Verlorenen. Auch da gilt es, das Wort recht zu teilen und nicht die Herzen abzuhärten, indem man von Himmel und Hölle spricht, als wären es tagtägliche Dinge. Aber gesegnet werden und zur Errettung der Menschen führen kann unser Dienst nur dann, wenn wir das Werk mit dem Ernst treiben, den diese ewige Perspektive uns auferlegt, dieser Ausblick in letzte endgültige Ausgänge von Menschen-schicksalen.

Es ist oft schwer, vom Gericht zu reden, und es bäumt sich wohl einmal alles in unserem Gemüt dagegen auf; aber wenn wir den Mund der göttlichen Liebe reden hören von der Ewig-

keit, wie sie vor seinem Auge steht, dann wissen wir, daß auch dies Gebiet aus dem Rat Gottes zu dem Wort gehört, das uns befohlen ist und von dem wir nichts verhalten dürfen, daß wir es nicht verkündigten, wenn wir rein sein wollen von aller Blut.

„Ich habe es euch verkündigt“, sagt Paulus. Mehr konnte auch er nicht tun. Er konnte sie auch nicht hineintragen in Gottes Reich, er konnte sie nur vor die Entscheidung stellen, er konnte nur mit Tränen um ihre Seele werben.

Wenn wir das nur tun, wenn wir's ihnen wirklich sagen, so daß sie es verstehen können, verkündigen, bezeugen, predigen — der Apostel häuft die Ausdrücke —, dann haben wir unsere Pflicht getan, dann dürfen wir auch wie Paulus hier darin unsere Seele stillen und beruhigt sein. Das ist die tiefe Zuversicht: es handelt sich ja um den Rat Gottes, daß Menschen selig werden sollen. Er hat die Leute, denen wir sein Wort sagen, noch viel mehr lieb als wir. Er wird seine unendliche Liebe auch an ihren Herzen wirken lassen, und wir dürfen ganz getrost sein, daß sein Wort nicht leer zurückkommt. Wenn wir es ihnen nur deutlich sagen.

Lasträger gesucht

Es war keine kleine Aufgabe, die der Apostel Paulus beim Abschied von den Ältesten von Ephesus diesen auf ihre Schultern legte, als er ihnen die Sorge für die Gemeinde Gottes übertrug.

Darum lenkt der Apostel zunächst die Augen seiner Zuhörer noch einmal auf die Boten Gottes: „Habt acht auf euch selbst“ (Vers 28). „Königsbote, dein Antlitz muß leuchten!“ Dies Sprichwort fand Missionar D. Johannsen unter den Heiden Ostafrikas. Ist es nicht ein Wort erst recht für die Boten unseres himmlischen Königs? Wenn ihr Antlitz, ihr Leben, ihr Wandel nicht etwas zeigt von dem Abglanz der Herrlichkeit des Königs, wie soll man ihre Botschaft ernst nehmen; wie soll man ihnen glauben, daß es wirklich wahr ist, was sie sagen von der Liebe, mit der Gott die Welt „also“ geliebt hat, von der Heiligkeit des Herrn, der ist wie ein verzehrendes Feuer, von der Hoffnung, die die Menschen so erfüllt, daß, wer solche Hoffnung hat, der reiniget sich selbst? Es mag uns recht umständlich erscheinen, in wie mannigfacher Weise die Knechte Gottes, die am Heiligtum des Alten Bundes dienten, sich säubern und heiligen mußten; aber es soll uns ein Hinweis darauf sein, daß die Königsboten leuchtenden Antlitzes, innerlich geschieden von dem Geist dieser Welt, innerlich gerichtet auf den Herrn der Herrlichkeit ihren Dienst tun sollen. „Habt acht auf euch selbst!“ Es gilt, vorsichtig zu wandeln im Hause Gottes und erst recht gegen die, die draußen sind.

„Habt acht auf euch selbst und auf die ganze Herde, unter welche euch der Heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeinde Gottes“ (Vers 28). „Auf die ganze Herde!“ Der Apostel Paulus suchte mit seinem Blick sie da wohl alle

zu umfassen, die vor ihm standen aus seiner Tätigkeit in Ephesus, die Männer und Frauen, die Kranken und Gesunden, die Kinder und die Eltern, die jungen Männer und die jungen Mädchen, die Getreuen, die um des Namens des Herrn willen arbeiteten und nicht müde wurden, und die Wankenden, die im Begriff waren, die erste Liebe zu verlassen (Offb. 2, 3 und 4). Keinen wollte er vernachlässigt wissen, keiner durfte vergessen werden. Auch die Sklaven, die es doppelt schwer haben, soll niemand gering achten; auch die Kleinsten soll der nicht übersehen, der die ganze Herde Gottes zu weiden berufen ist. So hatte es der Apostel ja selber gemacht. Er erwähnt es (Vers 31), daß er nicht abgelassen habe „drei Jahre, Tag und Nacht, einen jeglichen mit Tränen zu vermahren“. „Einen jeglichen!“ Jeder hat seine Not, jeder hat seine Versuchungen. Einen jeglichen: das kostet viel Mühe und Nachgehen, das erfordert viel Treue im Kleinen. Da kann man keine Dienststunden innehalten, da macht man Überstunden, man wartet nicht auf die, die in das Sprechzimmer kommen, man geht hin, treppauf, treppab. Da beschränkt man sich nicht auf die öffentliche Verkündigung, nein, man sagt es ihnen auch „sonderlich“ (Vers 20). Da hört der Tag nicht mit Sonnenuntergang auf, sondern die wertvollen Nachtstunden, in denen sich manches Herz viel leichter erschließt, werden hinzugenommen. Und Nikodemuseelen hören aus treuem Mund das Geheimnis der Wiedergeburt.

Einen jeglichen! Es kommt darauf an, daß wir die einzelnen sehen. Wir haben in unserer Arbeit nichts mit Sektionen zu tun, mit Gruppen, mit Abteilungen; es handelt sich darum, daß wir jeden einzelnen dem Herrn zuführen. Ein einziger kann ja oft in einer Gemeinschaft die Quelle vieler Not sein. Wir merken nicht, woher es kommt, bis wir ausfindig machen, daß einer viele vergiftet, und sein Wort frisst um sich wie der Krebs. Sätten wir uns um den einen doch vorher gekümmert! Laßt uns dem einen besonders nachgehen, ihn ermahnen, vielleicht mit Tränen, daß er, der eine Quelle

der Not war, ein Träger des Segens wird für andere. Das ist die Mühe unseres Werkes, das ist sein Adel: Wir haben es immer mit dem einzelnen zu tun. Und die Gabe des Seelersorgers ist, daß er die einzelnen sieht, die seiner Hilfe bedürfen.

Von jedem einzelnen sagt der Herr, daß seine Seele mehr wert ist als die ganze Welt. Von jedem einzelnen sagt der Apostel: „Verdirb den nicht, um welches willen Christus gestorben ist“ (Röm. 14, 15). Das gibt uns den rechten Blick für den einzelnen: Jesus ist für ihn gestorben! Mit diesem Gedanken im Herzen wollen wir unter die Brüder gehen, da werden wir jeden einzelnen mit anderen Augen ansehen als bisher. Christus ist um seiner willen gestorben. Und ist es nicht so: Jeder einzelne muß einmal ganz einsam sterben! Sie können nicht in Bausch und Bogen sterben; so kann man auch nicht Seelsorge in Bausch und Bogen treiben, so aufs große Ganze: es geht um die einzelnen.

Auch darum müssen wir die einzelnen in Christus zu befestigen suchen, weil immer aufs neue Verwirrung in unsere Reihen hineingetragen werden wird. Der Apostel sah das für seine Gemeinden ganz deutlich voraus (Vers 29 und 30). „Ich weiß, daß nach meinem Abschied werden unter euch kommen greuliche Wölfe, die die Herde nicht verschonen werden.“ Ja, er weiß auch und macht sich darüber gar keine Illusionen, daß die Gemeinde noch nicht so gegründet ist, daß nicht auch aus ihren Reihen Irrlehrer aufstehen werden. Haben wir davon nicht auch heute Proben genug? Wenn man die wunderlichen Lehren mancher Sekten des Verderbens hört, dann möchte einem wohl einmal das Lachen kommen, und man könnte im ersten Augenblick geneigt sein, die Dinge nicht so ganz ernst zu nehmen: etwas so Dummes kann doch kein Mensch glauben. So sind wir geneigt zu urteilen. Der Apostel weiß, daß Verwirrung kommen wird. Er hat in die Tiefen des Satans hineingeschaut. Von dorthier kommt die Zerrüttung der Gemeinde. Er ist die Quelle ewiger Un-

ruhe und der Feind Gottes. Nur wenn wir diesen Hintergrund vor Augen haben, können wir Verständnis dafür bekommen, daß auch heute in unserem fortgeschrittenen Zeitalter man so törichte Dinge glaubt, wie sie geglaubt werden, daß man so kläglich an den Aberglauben gebunden sein kann wie unsere gebildete Zeit.

Und weil aus diesem satanischen Sumpf die unreinen Dünste aufsteigen und alle Menschen umnebeln — keiner ist davor sicher —, darum gilt es, die einzelnen zu befestigen in Christus.

* * *

Das freilich legt schwere Lasten auf. Man sollte in allen unseren Kirchen ein Schild heraushängen: Lastträger gesucht! Ein „Bischof“, ein Ältester und Presbyter der Gemeinde, ein Aufseher, der acht haben soll auf die ganze Herde, das ist ein Mann, in dessen Schritt kommt die Schwere hinein, in dessen Leben die Tiefe. Da gilt es, schwere Bürden anzufassen, die kein Mensch in eigener Kraft heben kann. Verschüttete aus dem Schutt wieder auszugraben, Verirrten nachzugehen, auch wenn sie zäh und eigensinnig vor unserer Freundeshand forteilen, das ist Arbeit für Tag und Nacht. Gefegnet der Mann, der seine Schultern stemmt unter die Lasten der Gemeinde Gottes.

Da wird es ihm helfen, daß er weiß, der Heilige Geist hat ihn gesetzt zum Aufseher der Gemeinde; er hat sich seinen Posten nicht selbst errafft. Wer es doch getan hat, der sehe zu, wie er durch diese Not hindurchkommt, ohne seinen Heiland zu verraten oder seine Seele zu verlieren. Die aber der Heilige Geist berufen hat, auch in die Ämter unserer Gemeinden, die sind gerufen mit einem heiligen Ruf. Das soll ihnen Kraft geben, auch wenn sie angefochten werden; das wird ihnen unermüdlige Treue ins Herz flößen, wenn einmal der Mut entsinken will.

Es ist ein heiliger Ruf, denn es handelt sich um die „Gemeinde Gottes, die er durch sein eigen Blut erworben hat“.

Wir sind nicht Herren, sondern Diener der Seelen, die uns anvertraut sind. Es ist ein starker Ausdruck, den Paulus hier gebraucht. Das Zitat aus dem Psalm 74, Vers 1 und 2, von Gottes Gemeinde, die er sich zum Erbteil erlöst hat, zu Schafen seiner Weide, verbindet er mit dem Gedanken, daß Christus seine Gemeinde erworben hat durch sein eigen Blut. So klar ist ihm das, was wir vielleicht die „Frage“ oder das „Problem“ der Gottessohnschaft Christi nennen. Gott hat „sein eigen Blut“ darangesetzt, seines eigenen Sohnes nicht verschont, um uns vom Tode zu erwerben. Die Erlösten sind ihm teuer, und die, die in seinem Weinberg arbeiten, hat Gott gesetzt zu Aufsehern, Dienern, Lastträgern. Liebe Brüder, ich rede nicht viel vom „Amt“, weil dies Wort manchmal so falsch verstanden wird, aber vergesst nicht die heilige Weihe, die auf dem Dienst liegt, daß Gott sündigen Menschen das Vorrecht geschenkt und die Pflicht anvertraut hat, sich zu sorgen um die Gemeinde Gottes, welche er „durch sein eigen Blut erworben hat“. Zu solchem Dienst seid auch ihr berufen, die ihr irgendwie eurem Heiland dient an euren Brüdern. Vor Jesu Augen ist nichts gering, das es irgend zu tun hat mit der einen großen Sache, daß Sünder selig werden.

Darum wollen wir sie auch immer wieder zu ihrem Gott und Heiland führen. Die Ältesten sollen die Gemeinde weiden. Nicht Steine sollen den Menschen gegeben werden, sondern Brot, das, wovon sie etwas haben für ihre Seelen. Nicht Schlagworte unserer Zeit, nicht Redensarten eines religiösen Wörterbuches, sondern Speise, Gottes Wort. Gott will, daß die Herde geweidet wird. Gott will, daß Menschen sein Wort hören.

* * *

„Und nun, liebe Brüder!“ (Vers 32). Wie oft haben wir dies Wort in uns aufsteigen hören: „Und nun!“ So klang es am Schluß einer Tagung: „Und nun, was morgen?“ So

flang es beim Abschied von Brüdern, die bisher das Herz unseres Bruderkreises waren: „Und nun, wie soll es gehen ohne sie?“ Und nun, was mache ich in den verworrenen Verhältnissen meines Lebens? Und nun, was soll werden, wenn ich in mich selber hineinsehe und meine Schwachheit vergleiche mit meinen Aufgaben?

Auch dem Apostel kommt dies Wort: „Und nun!“ „Und nun, liebe Brüder!“ In diesem Schluß klingt alle die Liebe, die er an sie gewandt hat, noch einmal durch. Es war kein dienstliches Verhältnis, kein amtliches, das sie miteinander verband, es war überflutende Liebe, die von Paulus auf die Gemeinde ausgegangen war. Er hat viel für sie getan. Und nun, was soll er noch tun? Was kann er noch tun?

Der Lastträger legt die Last auf stärkere Schultern: „Ich befehle euch Gott und dem Wort seiner Gnade!“ Er gibt die Gemeinde und alle Sorgen der Gemeinde ab und legt, was ihn beschwert hat, nun in Gottes Hand. Da kommt tiefe Ruhe über ihn trotz aller dunklen Wolken, die seinen Lebensweg und auch die Zukunft der Gemeinde umschatten. Er geht, Gott bleibt. Mit ihm haben sie es allein zu tun. Paulus kann sterben, Gott stirbt nicht.

Auch ohne den Apostel ist die Gemeinde verbunden mit dem lebendigen Gott. Das ist das heilige Werk aller Seelenpflege, die Menschen an nichts und an niemand zu binden als an den lebendigen Gott allein, daß alle ihre Wurzeln sich senken, daß alle ihre Anker geworfen werden in Gottes Herz. Wenn die Christen in Ephesus ihn nicht gefunden hatten und nur durch Paulus gehalten wurden, dann freilich ging mit seinem Abschied ihre Sonne für immer unter. Und in die Tränen und das viele Weinen, in die Bewegung, mit der sie Paulus um den Hals fielen und ihn küßten, mischte sich bei solchen Leuten eine heimliche Verzweiflung: Nun sind wir verlassen.

Der Apostel weiß, daß er ihnen Gott, den lebendigen Gott, gebracht, daß er sie Gott, dem lebendigen Gott, ans Herz gelegt hat; und nun befiehlt er sie Gott. Das ist auch eine Probe

auf unsern Arbeiten, ob wir, wenn wir plötzlich abgerufen würden, dann erst noch tausenderlei zu ordnen hätten in unserem Arbeitskreis. Da hat mancher gemerkt, daß er die Hauptsache vergessen hat, und all sein Arbeiten war in den Wind getan. Als der Augenblick kam: „Und nun!“, da konnte er seine Hörer nicht einfach Gott befehlen, denn sie kannten Gott nicht. Wunderbar die Ruhe, die über des Paulus Wort liegt. Er hat verstanden, was eines jeden Arbeiters im Reiche Gottes heiliges Anliegen sein soll: sich selbst überflüssig zu machen und so zu arbeiten, daß die ihm anvertrauten Menschen ein Stück eigenes Land haben selbsterfahrener Gotteswirklichkeit im Reich der Gnade und nicht bei ihm zur Miete wohnen. Dann können sie stehen im Glauben, auch wenn alle menschlichen Stützen wanken und schwinden. Wohl dem Lastträger, der seine Last getragen hat, bis Gott seinem Dienst Schranke und Ziel gesetzt hat, und der dann die Hände falten konnte: „Und nun!“ Ich gebe mein Werk an den zurück, der mir's gegeben hat. — „Ich befehle euch Gott und dem Wort seiner Gnade!“

Eigentümlich, als ob das „Wort seiner Gnade“ eine Person sei, der man etwas anbefehlen könnte. Ja, so dürfen wir es ansehen. In dem Wort der Gnade klopft ein treues Herz. Es wirkt an unseren Herzen, es kümmert sich um uns. Diesem Wort der Gnade traut Paulus alles zu, auch Übermenschliches. Wenn nur Gottes Gnade hell erstrahlt, dann hat es keine Not, dann werden Gleichgültige aufgerüttelt und Sünder gerettet und Müde ermuntert, dann werden Brüder verbunden in herzlicher Gemeinschaft und die Augen emporgezogen zu dem Gott aller Gnade und zu dem herrlichen Ziel einer lebendigen Hoffnung.

Das Wort seiner Gnade — es ist eine heilsame Gnade. Wie manche Ermahnung hätte wohl Paulus noch gerne angefügt, für viele Einzelfälle noch gerne einen guten Rat gegeben. „Seid wach!“ so ruft er den Ältesten zu. Er will auch Menschenarbeit mit anspannen, die Gemeinde zu erhalten

und zu führen. Aber endlich befiehlt er sie alle dem Wort der heilsamen Gnade Gottes. Dies Wort macht mit keiner Sünde Frieden. Es wird sie strafen und züchtigen, heilen und erbauen.

Denn Gott „ist mächtig, euch zu erbauen“. Über alle Aufgaben, Schwierigkeiten, Ungewissheiten sieht Paulus weit hinaus auf die starke Hand seines Gottes: Gott kann! Es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, die Gemeinde Gottes zu erbauen. Wer einmal ein wenig mit Hand angelegt hat, um einen kleinen Kreis im innersten Sinne des Wortes Gottes „erbauen“ zu helfen, der weiß, wie schwer es ist, welche übermenschlichen Widerstände, welche satanischen Versuchungen, welche höllischen Mächte sich gegen dies göttliche Ziel aufmachen. Da helfen keine Baukünste und architektonischen Versuche menschlicher Klugheit. Nur Gott selbst kann seine Gemeinde erbauen. Und er wird es tun! Es mag oft wenig erbaulich klingen und aussehen, wenn Gott seine Gemeinde erbaut, weil er viel Unerbauliches aufdecken und zuschanden machen muß. Es wird manchmal mehr aussehen wie niederreißen und ist doch aufbauen. Gott kann erbauen, und er wird es tun. Ist es nicht genug für uns, das zu wissen? Wir übersehen ja nicht einmal, was eigentlich für uns und andere das Notwendigste ist zum Wachstum des inneren Lebens. Er erhört unsere Gebete über unser Bitten und Verstehen. Wir rufen ihn an oft nur nach dem Maß der Nöte, die uns bedrängen; Gott segnet seine Gemeinde nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit. Das geht über alles Menschenfassen hinaus. So wird er geben jedem einzelnen unter den Seinen, was ihm not ist. Er kann den Glauben erhalten, daß wir nicht lau werden und abfallen. Er kann den Wandel stärken und uns zum Dienst ausrüsten. Er kann Kraft geben, übernatürliche Kraft, daß wir im Leiden ausharren und nicht von ihm weichen. Er ist mächtig, uns zu erbauen, kurz gesagt: daß wir zu denen gehören, „die geheiligt werden“ (Vers 32), daß wir sein Eigentum sind zum Lob seiner herrlichen Gnade.

Darf ich den Lastträgern noch zwei schöne Worte zum Schluß sagen?

Wir werden unser Ziel erreichen „unter allen, die geheiligt werden“. Das bindet uns in herzlicher Liebe zusammen mit dem ganzen Volk Gottes. Wir gehören zusammen, wir sind ein Leib, eine Gemeinde vor ihm. Laßt uns dies Gefühl der Bruderliebe immer wieder nähren in unserem Herzen. Laßt uns keinen Händedruck sparen, keinen Gruß versäumen, kein freundliches Wort vergessen, durch das wir anderen zeigen können, daß wir in Christo mit ihnen verbunden sind. Oh, wie sehnt sich doch unsere Seele oft danach bei der großen Zerklüftung in dieser Welt, bei dem vielen, das uns in anderer Beziehung trennt und auseinanderführt, unter den Jüngern Jesu diese herzliche Bruderliebe zu finden. Liebe Freunde, es ist eine zarte Sache um die Liebe, laßt sie uns treulich pflegen. Wir wollen uns freuen über jeden, der mit uns zieht zu Gottes ewiger Stadt.

Und das ist das letzte: Gott ist mächtig, uns „zu geben das Erbe unter allen, die geheiligt werden“. Vor unserem Auge steht ein Erbe. Unsere Seele erfüllt die Hoffnung der Herrlichkeit. Jerusalem ist gebaut, daß es eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll. Was wird das sein, wenn einmal der letzte Bruder von der Landstraße heimgekehrt ist an des Vaters Tisch und der ganze Chor versammelt ist und kein Glied der Familie mehr draußen, wenn wir uns wiederfinden in unserem Erbteil im gelobten Land!

Dann werden unser aller Augen von allem anderen abgezogen und werden auch nicht mehr hängen an den Brüdern, viel weniger an der Herrlichkeit der Stadt der goldenen Gassen.

„Nicht nach euch, ihr schönen goldenen Gassen,
Geht des Herzens tiefstes Sehnen hin:
Ewig, ewig werd ich den umfassen,
Dessen teuer erkaufte Eigentum ich bin.“

Das wird das Erbe sein: wir werden bei dem Herrn sein allezeit! Da werden die Lastträger sich freuen, daß sie die Last nicht abgeworfen, sondern in Treue getragen haben, solange es Gott gefiel. Da werden sich freuen, die mitgearbeitet haben in seinem Weinberg, wie man sich freut in der Ernte.

Wenn unser Blick von dort zurückkehrt, von dem Erbe, auf das wir warten und das er uns geben will, dann klingt in unserem Herzen ein Vers, den ich einmal in dunkler Stunde im Kriege in einem verwüsteten Russenhause in Kowno fand. Er grüßte mich wie ein Engel Gottes:

„Gedenk ich dein, o Ewigkeit,
wie klein ist dann die Müh der Zeit!“

von D. Paul Zumburg

erschienen bisher in der gleichen Reihe und sind durch jede gute Buchhandlung erhältlich:

Am Anfang —

Ein Ruf Gottes aus den ersten Büchern der Bibel.

20 Reden an die Gemeinde. 2. Auflage 1939.

Umfang 126 Seiten. In Leinwand gebunden RM. 2,—.

D. Zumburgs große Gemeinde, aber auch jeder andere junge und alte Christ wird gern und mit großem Gewinn dieses gehaltvolle Buch lesen, das den Anruf Gottes an uns mit besonderer Eindringlichkeit geltend macht.

„Wer diesen Predigten zuhört, hält den ersten Teil der Bibel nicht mehr für die Urkunde einer dem Deutschen fremden Religion, sondern beugt sich dem gewaltigen, lebendigen Wort Gottes.“

Reform. Kirchenzeitung.

Die hart Gebundenen macht er frei

Neutestamentliche Reden an die Gemeinde.

Umfang 96 Seiten. In Leinwand gebunden RM. 2,—.

„Selten habe ich Predigten und Ansprachen gelesen, denen ich so von ganzem Herzen hätte zustimmen können wie den in diesem Bande zusammengestellten. Was ich von einer rechten Predigt verlange, daß sie ein Christuszeugnis sei, das wird hier erfüllt. Wer lernen will, in der Predigt Jesus in den Mittelpunkt zu stellen, der greife zu diesem Buche! Er wird reichen Segen daraus gewinnen — und vermitteln können.“ E. Moderohn.

Die ganz große Liebe

28 schlichte Betrachtungen für verlorene Leute über das Gleichnis von den verlorenen Söhnen.

Umfang 80 Seiten. In Leinwand gebunden RM. 1,80.

„Ist das auch etwas für dich und mich? Der ältere Bruder in diesem Gleichnis, selbstgerecht, lieblos und hart, ist auch verloren, ja, der ist am Schluß eigentlich der verlorene Sohn, der draußen steht. Er war immer fromm, aber nie froh; ganz nahe beim Vater, aber innerlich ihm welkenfern und ohne Gemeinschaft mit ihm . . . Ganz nahe und doch draußen! Wenn du zu solchen oder anderen verlorenen Leuten gehörst, dann will gerade dir dies Büchlein die ganz große Liebe Gottes zeigen.“

Enadauer Gemeinschaftsblatt.

Buchhandlung des Erziehungsvereins Neutkirchen

Kreis Moers

